

2470-147 9

Braunschweigische Heimat



Universitätsbibliothek
der

Technischen Universität

33 Braunschweig

Fockelsstraße 12

74.18517
(2403-743)

1974

60. Jahrgang · Heft 1 · April

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Wolfenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

Seite

Mineralfunde zwischen Braunschweig und Wolfsburg. II. Dogger bis Holozän. Von Friedrich Wilhelm Wiedenbein, Lehre	1
Beiträge zur Ruderalflora von Braunschweig. Beobachtungen über Unkräuter und Unkrautgesellschaften im Stadtgebiet von Braunschweig. Von Dipl.-Chem. Dietmar Brandes, Braunschweig, Fasanenstraße 31	6
Verborgene historische Stätten: Die Schalksburg und die Scharenburg. Von Oberkustos Dr. Hans Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	8
Gestaltwandel des Braunschweiger Bürgerhauses vom Hochmittelalter bis um 1500. Ein Deutungsversuch. Von Graphiker Rudolf Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25a	11
Der Hagelfeierntag im Lande Braunschweig. Von Kirchenrat i. R. Hans Ehlers, Braunschweig, Hasengarten 6	16
Das verlagerte Wahrstedt. Von Friedrich Brandes, Braunschweig, Fasanenstraße 31	19
Hochzeiten und Kindtaufen zu Buntenbock (1650) Von Oberstudienrat Heinz Lommatzsch, Clausthal-Zellerfeld, Stettiner Str. 7	21
Ein Bericht aus Engelage vor 250 Jahren. Hohe Strafe für Vergehen an der Jugend. Von Hauptlehrer i. R. Friedrich Freytag, Volkersheim	23
Wichtige Mitteilung an die Mitglieder	24
Rechtsanwalt Heinz Mollenhauer wurde Ehrenmitglied	24
Wandern im Elm. Von Eckehard Hillmar, Erkerode	25
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1973	29

**Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 2 017 762, Braunschweig**

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

60. Jahrgang

April 1974

Heft 1

Mineralfunde zwischen Braunschweig und Wolfsburg

von Friedrich Wilhelm Wiedenbein

II. Dogger bis Holozän

2. Die Aufschlüsse und ihr Mineralbestand (Fortsetzung)

g) Der Dogger im Süden Wolfsburgs

Während der Bebauung des südlichen Wolfsburger Stadtzentrums und seiner Vororte wurden neben den bereits unter Punkt 2b) beschriebenen Liasschichten auch solche des Doggers angetroffen. Angaben über die darin vorgekommenen Mineralien fehlen ebenfalls fast gänzlich. In einzelnen Toneisensteingeoden kamen Baryt, Zinkblende, Pyrit, Calcit und in winzigen Kriställchen Siderit vor. Tone dürften vereinzelt von Gipsaggregaten durchsetzt gewesen sein. Brauneisen fand sich auch hier als Verwitterungsprodukt vieler eisenhaltiger Gesteine.

h) Der Dogger von Flechtorf, Essenrode und Hordorf

Bei Erdarbeiten im Baugebiet Campen südöstlich von Flechtorf waren dunkle Tone des unteren und mittleren Doggers aufgeschlossen. Vereinzelte, harte Toneisensteingeoden enthielten keine Mineralien, waren jedoch partiell häufig zu Brauneisen oxidiert. Das Phragmokon von Belemniten der Gattung *Megatheutis* bestand zuweilen aus weißlichem, meist orange-rötlichem Baryt, der in der Alveolenspitze meist in Form kleiner blättriger Tafeln auskristallisiert war. Über der *Megatheutis*-Schicht folgten dunkelgraue Tone, die von einem ca. 1 cm mächtigen, fossilreichem Sandsteinbänkchen durchzogen wurden. Darauf aufgewachsen fanden sich traubige Verwachsungen von bis zu 2 mm großen Pyrit-Pentagondodekaedern, die oberflächlich in Limonit umgewandelt waren. Der Ton enthielt häufig kleine Gipskriställchen bis 3 mm Länge, recht selten auch pyritisierte Fossilien. In den Tönen der *Polyplocus*-Zone kamen neben etwas Pyrit kleine Gipskriställchen, körnige Gipseinschlüsse und von Gips umhüllte Fossilien vor.

Die Schunter durchfließt ca. 2 km SW von Flechtorf eine tonige Schichtenfolge, die wahrscheinlich dem Bajocien angehört. Von dem Flußbett können bei Niedrigwasser kleine, herausgespülte, pyritisierte Fossilien sowie bis zu 2 cm große, niedrige Pyritknöllchen aufgelesen werden. Es kommen vereinzelt auch harte Geoden (\varnothing bis 5 cm) vor, die mit diesen pyritisierten Fossilien geradezu vollgestopft erscheinen; einzelne große Tonkalksteinbrocken am Ufer sind hingegen fast fossilfrei. Sehr selten ist der Pyrit mit derber, dunkler Zinkblende vergesellschaftet.

In den hangenden Tönen eines Steinbruches am östlichen Dorfrand von Essenrode, in dem früher *Polyplocus*-Sandstein gewonnen wurde, fanden sich freischwebend gewachsene Gipskristalle.

KUMM (1952) erwähnt auch einen kalkhaltigen, von Toneisensteingeoden und körnigen Gipsausscheidungen durchsetzten Doggerton vom Bau der Ferngasleitung Watenstedt-Berlin (1939) nördlich der Straße von Hordorf nach Schapen.

i) Die untere Kreide im Nordosten Braunschweigs

Vom Kanaleinschnitt nordöstlich Wenden (vgl. 2 e), wo zwischen den Kilometern 223,3 und 225,0 Tone und Mergel von der Unterkreide bis zur mittleren Oberkreide aufgeschlossen waren, beschreibt KUMM (1937) folgende Mineralien:

In den Tonmergeln der Noricus-Zone des unteren Hauterive kamen freischwebend gewachsene, walzenförmige Spindeln und unregelmäßige Knollen aus Pyrit und Lagen von stark zerklüfteten Kalkgeoden und Kalkbänken, deren Bruchstücke durch weißen, gelben oder schwarzbraunen, bituminösen Calcit verkittet waren, vor. In den grauen Tönen des Ober-Hauterives fanden sich im Ton Pyrit und Markasit, in den kleinen Kalkgeoden pyritisierte Fossilien und Phosphorite mit Pyritkern und Calcitadern. Aus den grauen, teils blättrigen Tönen des unteren Barrêmes erwähnt er Geoden und scheibenförmige Pyritknollen. In der Rarocinctum-Zone kamen ca. 10 cm große Toneisensteingeoden mit Zinkblende vor, in der Fissicostatum-Zone große, harte, splittrige Kalkgeoden, auf deren Schwundrissen Calcit und Baryt auskristallisiert waren. Schwerspat soll sich auch in den Alveolen von Belemniten der Gattung Oxytheutis gefunden haben. Aus der Runde-Zone des oberen Barrêmes beschreibt KUMM das Vorkommen zahlreicher, oft großer Gipskristalle und eines gelben, nicht näher beschriebenen Eisensulfates, das bei der Zersetzung von Toneisenstein entstanden sein soll, von nachstehender Zusammensetzung:

Fe	38,72 %
SO ₄	33,10 %
SiO ₂	11,80 %
H ₂ O	1,03 %

Aus den folgenden, sehr dunklen Tönen der Bidentatum-Zone wurden Septarien, deren Schwundrisse mit dickflüssigem Erdöl oder mit Pyrit und Kaolinit ausgekleidet waren, erwähnt. Im Apt sollen graue, teils rötliche Tone mit Kalkgeoden und Pyrit vorgekommen sein. Ein Glaukonithorizont durchzog Teile der Schrammeni-Zone des unteren Alb, die neben Pyrit noch Toneisensteingeoden enthielten. Der dunkle Ton der Tardefurcaten-Zone war mit kleinen Gipsaggregaten und pyritisiertem Holz durchsetzt, die Schwundrisse von Septarien waren mit Pyrit und grünlichem Calcit ausgekleidet. Die hangenden Santonmergel enthielten pyritführende Phosphorite und Glaukonitlagen.

In der Tardefurcaten-Zone des Alb in der heute mit Wasser angefüllten Müller'schen Ziegeleitongrube in Querum sollen nach WOLDSTEDT (1928) Geodenlagen und eine ca. 15 cm mächtige Glaukonitbank vorgekommen sein.

Ca. 1 km südwestlich von Volkmarode steht unmittelbar nördlich der Siedlung Moorhütte eine Ziegelei gleichen Namens, bei der sich auch zwei Tongruben befinden. Die ältere, in der Tone des mittleren Barrêmes abgebaut wurden, ist heute gänzlich mit Wasser gefüllt. Die Sohle der neuen Grube ist fast vollständig bewachsen oder versumpft, die frischen Wände hingegen, an denen noch heute Abbau erfolgt, bieten ausgezeichnete Fundmöglichkeiten. Es handelt sich hier um dunkelgraue, plastische Tone, die dem oberen Barrême zuzuordnen sind.

Im NNW Teil der Grube ist der Ton von freischwebend gewachsenen Gipskristallen bis zu einer Länge von 15 cm durchsetzt. Diese sind oft sehr klar und

durchsichtig, enthalten aber auch in großen Mengen Toneinschlüsse, seltener kleine Pyriteinwachsungen. Alle Kristalle, die neben den Flächen (111), (010) und (110) auch (001) und Flächen zwischen (110) und (100) zeigen können, wobei (111) und (110) oft extrem breit ausgebildet sind, besitzen mehr oder weniger gute Parkettierung und sind bisweilen verzwillingt. Häufig sind Durchkreuzungszwillinge, Zwillinge nach (100) und Parallelverwachsungen. Bei letzteren sind die Enden als Schwalbenschwanzzwillinge oder gerade, und so die Schnittfläche eines verzerrten hexagonalen Prismas vortäuschend, ausgebildet. Aus der Mitte vieler Kristalle wachsen kleine, einfache Kristalle oder Zwillinge nach (100) heraus. So entstehen zuweilen, wenn aus einem Kristall viele solcher „Stangen“ herauswachsen, radialstrahlige oder fächerartige Gebilde. Oft sind auch mehrere Gipskristalle miteinander verbacken, oder die seltenen Fossilien, meist Belemnitenrostren, werden von einer Gipskruste umhüllt. Alle Gipsformen treten schichtbeständig auf. In tieferen Lagen finden sich vornehmlich die großen Einzelkristalle, wenig verzwillingt und meist nur mit kleineren Individuen verwachsen, in den höheren hingegen die Gipskristall-„Fächer“ und -„Sonnen“, sowie viele kleine Zwillinge nach (100). Der wohl interessanteste Fund waren einige freischwebend gewachsene, ideal ausgebildete „Phantom“-Gipskristalle.

Daneben lassen sich im Ton kleine Pyritklümpchen, verkieste Fossilien und Kalkkonkretionen mit Pyritkern beobachten. Das ganze Profil wird von mehreren Siderithorizonten durchzogen.

Recht bemerkenswert ist der Fund einer rund 10 cm großen, aus mehreren zwiebelartigen Einzelaggregaten aufgebauten Knolle, die aus einem gelblichweißem, lockerem Salz besteht, dem besonders außen einzelne Schalen einer tonig-bituminösen Substanz eingelagert sind. Bei dem Salz von folgender Zusammensetzung

Na ₂ SO ₄	90,20 %
HCl	3,65 %
H ₂ O	2,15 %
K ₂ SO ₄	0,20 %
sonstiges	3,80 %

handelt es sich demnach in erster Linie um Thenardit. Trotz intensiver späterer Suche gelang nur 1969 der einmalige Fund einer solchen Knolle.

Nach SCHNEIDER (1963) wird das Profil von zehn Geodenlagen durchzogen. Dabei scheint es sich um drei verschiedene Geodentypen zu handeln:

- Typ I Große, graue, bankige Geoden mit Fossilien und kräftigen, gelben Calcitadern aus dem Westteil der Grube.
- Typ II Ellipsoide, hellgraue, sehr harte und splittrige Geoden, ohne Schwundrisse und fast frei von Mineralien und Fossilien aus dem Nordwest-Teil der Grube.
- Typ III Graue, ellipsoide oder kugelförmige, meist große Geoden mit zahlreichen Schwundrissen und Mineralauskleidungen aus dem Nordteil der Grube.

Währenddessen einzelne Exemplare des Geodentyps III meist jederzeit aus dem Anstehenden geborgen werden können, sind die besten Fundmöglichkeiten, auch für die beiden anderen Typen, auf zwei Halden nahe der Verladestation.

Der Calcit des Geodentyps I ist sehr selten auskristallisiert. In einer Kluft fanden sich ca. 1 cm lange, spitze Kristallstöcke, bei einem Durchmesser von

knapp 1 cm, die sich aus skalenoeidrischen Individuen aufbauten. Die Geoden des Typs II enthalten zuweilen eingewachsene Pyritkugeln. Eine große Anzahl z. T. hervorragend ausgebildeter Mineralien kommen hingegen auf den Schwundrissen des Typs III vor. Ihre Sukzession ist in dem folgenden Schema dargestellt.

Mineral		
Pyrit	—————→	Gegenwart
(Limonit)	- - - - -→	
Baryt	————→	
Zinkblende	————→	
Calcit	————→	
organ. Substanz	————→	
Kaolinit(?)	————→	
	————→ zeitliche Abfolge ———→	

Der Pyrit bildet die erste Ausscheidung in Form winzigen Kriställchen direkt auf dem Geodenmaterial. Dabei scheint es sich vornehmlich um rundliche Oktaeder und Kuboktaeder zu handeln. In manchen Geoden, und dort meist in den Randpartien, bilden die Pyritkristalle regelrechte Krusten, die meist bunt ange laufen sind. Ist der Pyrit erst nach dem Schwerspat auskristallisiert, dieser aber anschließend wieder weggelöst, so kann man noch deutlich aus dem stehen gebliebenen Pyrit-Skelett ersehen, wo früher die Barytkristalle festgewachsen waren. Der Baryt selbst enthält z. T. orientierte Pyriteinschlüsse. Dabei besitzen diese Pyritkristalle die Form eines Nagels, dessen Spitze irgendwo im Schwerspatkristall, der Kopf hingegen als Würfel auf seiner Oberfläche liegt. Auf Zinkblende konnte noch kein Pyrit beobachtet werden, doch ist er häufig mit ihr vergesellschaftet. In einer Geode fand sich Pyrit auch in kleinen Kugeln auf gelben Calcitkristallen. Zuweilen war der Pyrit schon bei der Kristallisation des Calcites wieder zu Limonit verwittert, welcher dann oft im Kalkspat eingelagert wurde. Dabei konnte es manchmal zur Bildung brauner Kappen auf den Calcitkristallen kommen. Wurde Limonit in Baryt eingelagert, so verleiht ihm dieses eine zart bräunliche Färbung.

Der Baryt kommt meist nur im Inneren der Geoden vor, und dort in Form recht großräumiger, grobkristalliner Kluftausfüllungen. Häufig sind flachtafelige, undurchsichtige Kristalle, die bis zu 1 qcm groß werden, matt glänzen und außen weiß oder gelblich, innen hingegen klar und farblos sind. Oft bildet der Schwerspat bis zu 5 cm lange und fast 2 cm dicke wasserklare Kristalle aus, die jedoch äußerst selten freistehend angetroffen werden. Meist sitzen sie quer in einem Schwundriß, so daß nur wenige Flächen ausgebildet sind. Diese sind z. T. leicht gebogen, zeigen Parkettierung und eine ausgeprägte Streifung, was auf polysynthetische Zwillinge hinweist. Die Kristalle haben meist einen dicktafeligen, seltener einen prismatischen Habitus, zeigen einen starken Glasglanz, auf den Bruchflächen hingegen ausgeprägten Perlmutterglanz. Oft kann man am Rande größerer Kristalle Skelettwachstum beobachten. Die hier geborgenen Schwerspatstufen gehören wohl zu den schönsten und besten aus dem ganzen Harzvorland.

Zinkblende kommt fast immer in ausgezeichneten Kristallen vor. Sie sitzen meist einzeln oder vergesellschaftet mit Pyrit direkt auf dem Tonkalkstein in den Randpartien der Geoden, seltener im Inneren, hier auch auf Baryt, und oft

gemeinsam mit aufgewachsenen Calcitkristallen. Die Farbe ist in der Regel schwarzbraun, seltener mittelbraun mit einem gelblichen Schimmer. Letztere Kristalle sind an den Rändern durchscheinend. Bei der Kristallform handelt es sich um z. T. abgestumpfte Tetraeder, die verzerrt sein können und dann ähnlich wie hexagonale Tafeln aussehen. Diese Bildungen führen oft zur Verwechslung der Zinkblende mit Eisenglanz, welcher in diesem Aufschluß noch nicht in makroskopischen Aggregaten beobachtet wurde. Einzelkristalle sind selten, fast immer handelt es sich um Zwillinge und Verwachsungen. Letztere erreichen eine Größe bis über 1 cm.

Das häufigste Mineral dieser Paragenese ist der Calcit, der sich in jeder Geode findet und viele Schwundrisse gänzlich ausfüllt. Er kristallisiert häufig in dichten Rasen von bis zu 5 mm langen und 3 mm breiten Kristallstöcken aus senkrecht zur Aufwachsfläche stehenden, parallelverwachsenen Rhomboedern von intensiv grünlicher oder zart bis intensiv gelber Färbung. Dichte Rasen bilden auch spitze, kegelförmige Calcitkristalle, deren Form sich wohl als Skalenoeider mit stark gerundeten Kanten deuten läßt. Sie erreichen eine Länge bis 8 mm, bei einem Durchmesser bis 4 mm. Kleine Kristalle sind farblos, größere weiß, leicht grünlich oder gelblich. Meist sitzen sie direkt auf dem Tonkalkstein, zuweilen jedoch auch auf der Zinkblende und dem Baryt, wobei sie doppelendrig ausgebildet sein können. Auf Pyrit und Zinkblende fanden sich in der Randpartie einer Geode auch winzige, gräuliche, fast rundliche Calcitkristalle, bei denen es sich evtl. um stark gerundete Rhomboeder handeln könnte. In einer Geode hatten sich leistenförmige Baryt-Skelettkristalle radialstrahlig um ein wohl bituminöses Zentrum aus sehr dunklem Tonkalkstein angeordnet. Später wurden die restlichen Schwundrisse mit intensiv gelbem, seltener weißlichem Calcit gänzlich ausgefüllt. Nachdem das Barytgerüst wieder weggelöst worden war, blieb ein lamellenartiges, poröses Calcit-Skelett zurück. Z. T. ging auch der Calcit selbst wieder etwas in Lösung, schied sich dann aber wieder in Form weißlicher, kristalliner Krusten auf den Wänden der Barytkristall-Negative ab.

Bemerkenswert ist das Vorkommen einer amorphen, organischen Substanz, die sich in Form erstarrter Tropfen (ϕ bis 3 mm) direkt auf dem Tonkalkstein, eingewachsen in Calcit oder als Füllung der äußeren Schwundriß-Zipfel findet. Wie einige grobe, physikalische Untersuchungen gezeigt haben, dürfte es sich bei diesem in Form und Farbe sehr bernsteinähnlichen Material um ein Gemenge mehrerer hochmolekularer Kohlenwasserstoffe handeln.

Als jüngste Bildung kommt in den Geodenrandpartien oder in angewitterten Geoden zuweilen etwas weißer, pulvriger Kaolinit oder ein ähnliches Tonmineral vor.

j) Die pleistozänen Glazialsedimente

Unter der Humusdecke findet sich als erster fast überall ein Horizont aus Gesteinen, die von der Eiszeit hier abgelagert wurden. Es kommen darin Tone, Lehme, Sande, Kiese und Schotter sowie größere Findlinge vor, bei denen es sich um die mechanischen Verwitterungsprodukte von Gesteinen des Harzes, des Ostseeraumes und Skandinaviens handelt. So können wir darin auch fast alle Mineralien finden, die am Herkunftsort des Geschiebes vorkamen. Manche Mineralien sind verwittert, so daß es zu Neubildungen gekommen ist. Auf Äckern, in Sand- und Kiesgruben kann man Gesteinsbrocken (Granite, Sandsteine,

Feuersteine, Gneise etc.) mit Mineralien wie Quarz, Chalcedon, Hornblende, Kaolinit, Feldspat-, Glimmer- und Granatvertretern usw. auflösen. Da diese Stücke jedoch nicht primär aus dem Arbeitsgebiet stammen, soll nicht näher darauf eingegangen werden.

k) Das holozäne Sumpferz im Schuntertal

Beim Sumpf- bzw. Raseneisenerz handelt es sich um schlackenartige Konkretionen aus wasserunlöslichen, oxidierten Eisenverbindungen (Goethit etc.), die in Form unregelmäßiger Knöllchen dicht unter der Oberfläche in sumpfig-moorigen Böden liegen. Bei Campen im Schuntertal scheinen diese Erze früher sogar einmal abgebaut worden zu sein, wovon noch heute die Schlackenhäufen der alten Rennfeuerstellen im Kampstüh zeugen.

3. Schlußbemerkungen

Für Hinweise und überlassenes Material gilt mein herzlicher Dank den Mineralien- und Fossiliensammlern des Braunschweig-Wolfsburger Raumes. Herrn Täuber, Braunschweig, danke ich besonders für die Thenardit-Analyse.

BETECHTIN, A. G.: Lehrbuch der Spez. Mineralogie, 4. Aufl., Leipzig 1968.

KUMM, A.: Die Schichtenfolge am Kanaleinschnitt bei Wenden. — Jb. preuß. geol. L. A., 57, S. 14—47, Berlin 1937.

KUMM, A.: Trias und Lias, in: Das Mesozoikum in Niedersachsen. — 1. Abteilung, Oldenburg 1941.

KUMM, A.: Der Dogger, in: Das Mesozoikum in Niedersachsen. — 2. Abteilung, Bremen-Horn 1952.

MESTWERDT, P.: Erläuterungen zur geol. Karte von Preußen, Blatt Heiligendorf, Berlin 1914.

SCHNEIDER, F. K.: Rhythmische Bankung in den Unterkreide-Tongesteinen im Raum Hannover-Braunschweig. — Diss. Braunschweig 1963.

WIEDENBEIN, F. W.: Mineralogische und geologische Beobachtungen auf der Salzhalde bei Beienrode am Dorm. — Braunschw. Heimat, 57, Heft 3, S. 104—109, Braunschweig 1971.

WOLDSTEDT, P.: Erläuterungen zu den geol. Karten von Preußen, Blatt Meine (Berlin 1928), Blatt Fallersleben (Berlin 1929) und Blatt Braunschweig (Berlin 1931).

Beiträge zur Ruderalflora von Braunschweig

Beobachtungen über Unkräuter und Unkrautgesellschaften im Stadtgebiet von Braunschweig

von Dietmar Brandes

I. Saumgesellschaften der Oker

Am östlichen Umflutgraben wächst am Fuße des TU-Hochhauses eine seltene Gesellschaft. Sie zieht sich unterhalb der Stützmauer ca. 15 m als schmaler Saum am Fluß entlang. Auf einer 6 m² großen Fläche wurden am 24. Juni 1972 die folgenden Arten notiert:

3.3 Wasserdost (*Eupatorium cannabinum*)

2.2 Erz-Engelwurz (*Angelica archangelica*)

2.4 Sumpf-Gänsedistel (*Sonchus paluster*)

2.3 Zaunwinde (*Calystegia sepium* agg.)

1.3 Goldrute (*Solidago canadensis*)

1.2 Gemeiner Beifuß (*Artemisia vulgaris*)

- 1.2 Knäuel-Ampfer (*Rumex conglomeratus*)
- 1.2 Gemeines Rispengras (*Poa trivialis*)
- + Huflattich (*Tussilago farfara*)
- 1 Stück Ulme (*Ulmus spec.*).

Die Saumgesellschaft bedeckte den Boden vollständig, der Deckungsgrad betrug also 100%. Sie wächst nur etwa 10 cm oberhalb des normalen Wasserstandes. Zur Blütezeit im Juli fallen die riesigen Stauden auf: die gelbblühende Sumpf-Gänse-distel wird 250 cm groß, die Erz-Engelwurz fällt mit ihren großen hellgrünen Blättern auf. Auch sie ist über 2 m hoch.

Für Driftwälle im Brackröhricht und den Brackwasserbereich von Elbe und Weser wurde eine ähnliche Gesellschaft beschrieben: *Sonchus paluster*-*Archangelica*-Ass. Tx. 1937. Ihr fragmentarisches Auftreten weit im Süßwasserbereich verblüfft. Auch in der nördlichen Umgebung von Braunschweig ist kein solcher Fundort bekannt. Wohl aber kommt die Erz-Engelwurz in der Okeraue und an der Schunter nördlich von Braunschweig häufiger vor. Von der Sumpf-Gänse-distel ist uns dagegen nur ein Standort beiderseits des Kleidersellerwegs an Wabe und Lagesteich bekannt. Dort werden die Sumpf-Gänse-disteln regelmäßig wohl wegen ihrer herausfordernden Größe umgeschlagen.

Unsere Saumgesellschaft an der Oker ist von der folgenden begrenzt: schleierartige Bestände aus Zaunwinde (*Calystegia sepium*), Beifuß (*Artemisia vulgaris*) und Brennessel (*Urtica dioica*) überziehen die Böschungen. Weiter oben an den ca. 3,5 m hohen Böschungen ist die Knoblauchhederich-Saumgesellschaft [*Alliario-Chaerophylletum temuli* (Kreh 1935) Lohm. 1949] anzutreffen. Sie besteht vor allem aus Knoblauchhederich (*Alliaria petiolata*), Geißfuß (*Aegopodium podagraria*), Hecken-Kälberkropf (*Chaerophyllum temulum*), Zweihäusiger Zaunrübe (*Bryonia dioica*), Wiesen-Kerbel (*Anthriscus sylvestris*), Weißer Taubnessel (*Lamium album*) und dem Kleinblättrigen Springkraut (*Impatiens parviflora*). Die Knoblauchhederich-Saumgesellschaft finden wir in allen mehr oder minder gepflegten Parks von Braunschweig sowie im Nußberg.

Am Neustadtmühlengraben (hinter dem Gaußberg) zeigt die Ufervegetation den hohen Verschmutzungsgrad des Wassers an. Der schmale Saum zwischen Graben und Parkrasen wird im wesentlichen von einer Zweizahn-Gesellschaft gebildet:

- 4.4 Wasserpfeffer (*Polygonum hydropiper*)
- 3.4 Franzosenkraut (*Galinsoga parviflora*)
- 1.1 Sumpfkresse (*Rorippa islandica*)
- 1.2 Ruten-Melde (*Atriplex patula*)
- + Dreiteiliger Zweizahn (*Bidens tripartitus*)
- + Große Brennessel (*Urtica dioica*)
- + Pfirsichblättriger Knöterich (*Polygonum persicaria*)
- + Ufer-Wolfstrapp (*Lycopus eruopaeus*)
- + Schwarzer Nachtschatten (*Solanum nigrum*)
- + Hundspetersilie (*Aethusa cynapium*)
- + Einjähriges Rispengras (*Poa annua*)
- + Keimlinge
- 1 Stück Berg-Ahorn (Keimling) (*Acer pseudoplatanus*)
- 1 Stück Garten-Wolfsmilch (*Euphorbia peplus*).

Die Aufnahmefläche betrug 6 m², der Deckungsgrad 100%.

Verborgene historische Stätten

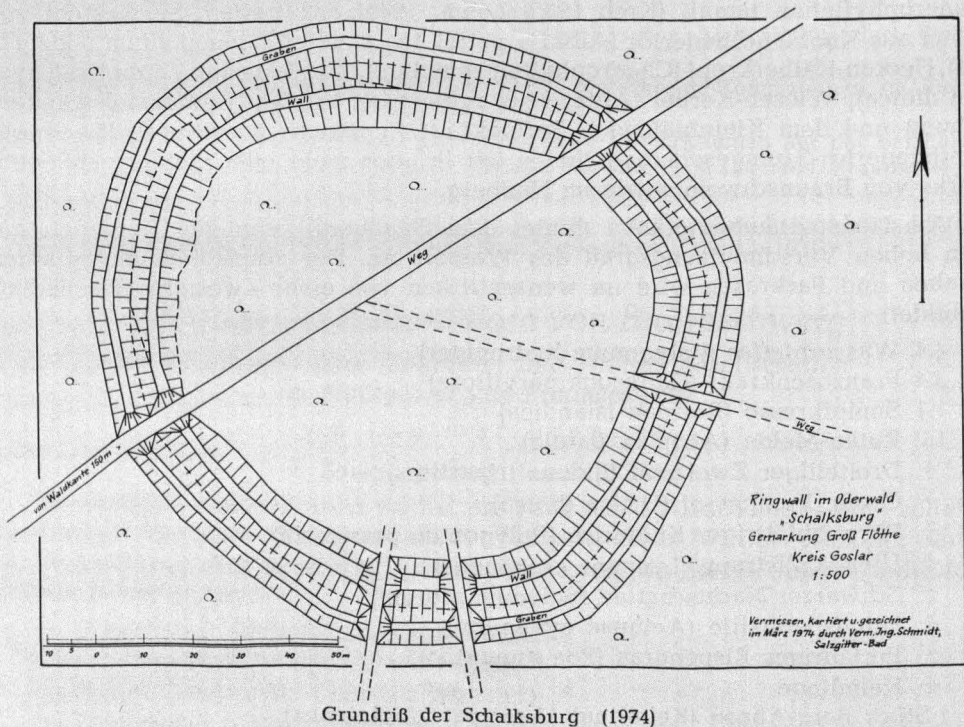
Die Schalksburg und die Scharenburg *)

von H. A. Schultz

Die Schalksburg

Im Oderwald liegt an dessen Westseite auf 160 m üNN auf leicht gegen Osten ansteigendem Geländerücken eine sehr große Wallanlage (Meßtischblatt 2161/3929, Hornburg N. 1,3 cm, W.1,3 cm). Ihr Name wechselt, mal Schalksburg — mal Schalkerburg. Wie ist er zu erklären? Schalk- ist an sich mit „Knappe“ gleichzusetzen. Doch die Bildung von Schalker ist eindeutig gegen eine Bestimmung als Knappe. Vielmehr scheinen in dem Wort Reminiscenzen an ehemalige Dörfer oder an Bäche zu liegen, deren Namen uns leider nicht erhalten sind. Denkbar wäre z. B. ein Bachlauf am oder im Oder, der Schabeke hieße.

Ohne jedes Problem ist heute der große Burgplatz noch zu erkennen. Er hat unregelmäßig kreisförmigen Grundriß, umgeben von einem ehemals hohen, jetzt im Laufe der Jahrhunderte abgewitterten Ringwall mit einem größten Durchmesser von 100:120 m. Durch den Außengraben führen mehrere Erdbrücken vornehmlich im Süden und im Osten, so daß es schwer ist, den richtigen Zugang zur inneren Burgfläche auszumachen. Das Innere zeigte vor etwa 100 Jahren in ihren Dellen und Höhlen deutliche Spuren von Mauerwerk. Auch ein Brunnen lag nahezu im Kern der Anlage.



*) Die Aufmessungen verdanke ich Herrn Stadt-Ober-Amtmann i. R. Verm.-Ing. Joh. Schmidt, Salzgitter-Bad.



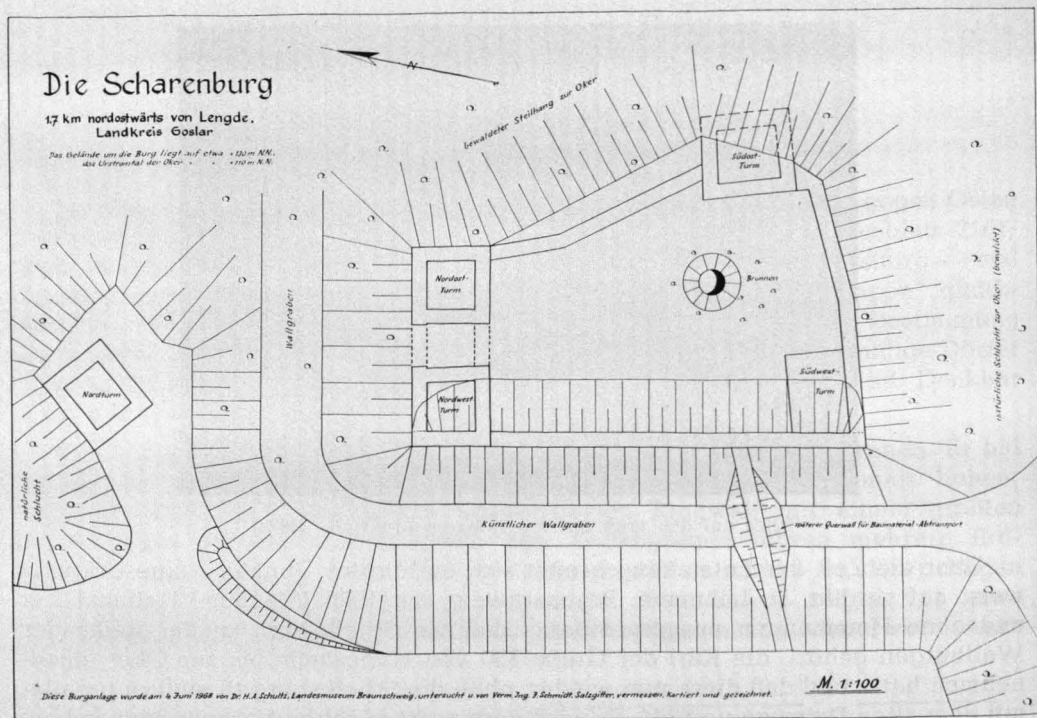
Blick auf den noch gut erkennbaren Ringwall (1974)

Über die Zeit der Entstehung breitet sich ein dichtes Dunkel. Keine Urkunde weist auf sie hin. H. Lühmann, Braunschweig, hat 1925 (Mannus V) einmal frei und ohne Hemmungen ausgesprochen: „daß die Schalksburg zu der Reihe der Wallburgen gehört, die Karl der Große 780 von Hildesheim bis zur Oker einzunehmen hatte und daß diese nun wieder, ohne die Schalksburg (!) südlich parallel mit dem alten Deiwege verlief“. Es wird noch weitere solche Vermutungen geben. Die schlimmste, die ich in Klein Flöthe hörte, war, „die Burganlage sei eine Schwedenschanze aus dem 30jährigen Kriege“. Der Volksmund überliefert manchmal viel Wahres und Interessantes, doch manchmal ...

Vielmehr war die Schalksburg eine Flieh- oder Fluchtburg aus frühester frühgeschichtlicher Zeit, die sich, da sie nicht wieder überbaut oder andersweitig benutzt wurde, trotz ihres hohen Alters so deutlich im Waldgebiet des Oders erhalten hat.



Die Burg-Innenfläche, an den Außenwall angrenzend (1974)



Grundplan der Scharenburg (1974)

Die Scharenburg

Das nördliche Harzvorland ist reich an Burgen verschiedener Anlage, Zeit und Art. Zu den wohl unbekanntesten gehört die Scharenburg, etwa 1500 m nord-östlich von Lengde (Meßtischblatt Nr. 2231/4029, Vienenburg, N. 3,9 cm, W. 20,4 cm). Ihre Lage ist gemäß geschichtlicher Bedeutung der alten Bistumsgrenzen entsprechend sehr gut gewählt. Über einem Steilhang am linken Okerufer — die schroffe Höhe von der Außensohle der Oker beträgt nahezu 20 m und 130 m üNN auf einer Geländeschwelle — finden sich noch die letzten Burgreste wie Gräben und Wälle in eindrucksvoller Form.

Der Name „Scharenburg“ ist nicht einfach und sicherlich auch verschieden zu deuten: nach W. Flehsig bedeutet Schare = Elster oder — und dies ist wohl hier anzunehmen — deutet Schare im Nord-Niedersächsischen auf Abhang hin.

Der Untergrund besteht aus diluvialen Harzschotter und Kies mit nordischem Geröll. Darüber breitet sich der Gehängelehm aus.

Und nun zu der Burganlage selbst: — es ist ein kleiner, nahezu ebener Burginnenplatz von 30 : 25 m zwischen zwei natürlich entstandenen, in den Hang einschneidenden Erosionsschluchten. Die Aufsicht der Anlage gibt meist einen falschen Eindruck, da die Ostseite durch einen beträchtlich großen Gelände-Abbruch zerstört ist, ja eigentlich fehlt. Einen besonders ausgeprägten Wall wird sie vermutlich gar nicht getragen haben, da der Steilhang schon genügend Schutz bot. Anders ist der Befund an der Westseite. Gegen die sich anschließende Hochfläche findet sich ein abgegrenzt durch einen 2,15 m breiten Graben abgetrennter Wall,

ehemals hoch aufgeschüttet, noch von 30 m Länge. Der Graben verläuft in den von Natur aus gegebenen Schluchten.

Der Zugang zu der Anlage ist klar erkennbar. Er erfolgte an der nördlichen Kurzseite über eine Erdbrücke.

Testuntersuchungen mit Probeschnitten ergaben, daß das Innere mit einer regelmäßig aufgebauten Mauer mit kleinen Ecktürmen abgeschützt war (siehe Aufmessung Joh. Schmidt vom 4. VI. 1968). Fast genau im Mittelpunkt der Anlage lag der Brunnen, der zugeschüttet ist und dessen Tiefe wohl bis zur Kieslage der Okeraue hinabreichte.

Die urkundlichen Nachrichten über diese Wehranlage sind in jeder Hinsicht spärlich: Zwischen 1385 und 1390 hatte hier Hans von Schwicheldt, der Feldhauptmann des Hildesheimer Bischofs, sie in der Absicht erbaut, den östlichen Grenzschutz der Diözese ähnlich wie Vienenburg oder Schladen zu verstärken. Die Scharenburg bildete gewissermaßen das erforderliche Zwischenglied mit der sehr guten Fernsicht auf das breite Tal der Oker und auf das östlich angrenzende Gebiet. Ihre Lebensdauer war jedoch nur kurz. Bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist die Scharenburg aufgegeben und seitdem langsam verfallen. C. Schuchhardt sah in ihr „einen kleinen Wachtposten von mittelalterlicher Form“. Inmitten einer viereckigen Umwallung, deren Graben besonders betont ist, liegt der Rest eines Brunnens.

Gestaltwandel des Braunschweiger Bürgerhauses vom Hochmittelalter bis um 1500

Ein Deutungsversuch von Rudolf Fricke

Bei einer Umfrage unter Freunden unserer historischen Fachwerkbauten nach deren altertümlichstem Merkmal würden diese wohl zumeist den Überhang oberer Geschosse, die „Vorkragung“, als solches bezeichnen. Aber die so malerisch wirkenden Überhänge sind in ihrer ältesten Form nur straßenseitige Zutaten aus dem beginnenden Spätmittelalter an uns. Heutige sehr einfache, ja nüchtern anmutenden Gebäude, deren wesentlichste Gefügebestandteile als Erbeil des Hochmittelalters an den hofseitigen Wänden der Fachwerkhäuser noch bis in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts nachgewiesen werden können.

Um das Nachfolgende leichter verständlich zu machen, dürften einige Worterklärungen nützlich sein. Alle starken, liegenden Hölzer einer Hauswand sind Schwellen (Grund- oder Setzschwellen). Die ihnen durch Zapfen verbundenen stehenden Teile des Hausgerüsts heißen Ständer (Stiele, Stempel). Sie sind in der Wandfläche untereinander durch die waagerechten, kurzen Riegel (Brustriegel) verbunden, an ihrem Kopfende jedoch durch den nur bohlenstarken Rähm (Rähmholz, Pfette, Holmbohle) zusammengefaßt, dessen Aufsetzen den Aufbau der Wand vollendet¹⁾. Diese etwa eingefügten Schrägstützen heißen Streben. Längere, ganze Wandteile sichernd überquerende „Schwertungen“ von verhältnismäßig geringer Stärke sind versenkt „aufgeblattet“. Balken (Träger) verbinden die sich parallel gegenüberstehenden Hauswände, tragen im Hausinnern die Fußböden und bilden auch, über untere Wandteile hinausragend, den Überhang und die Auflage für die obere Wand. An Giebelseiten dienen kürzere, dem nächsten inneren Träger rechtwinklig einge-

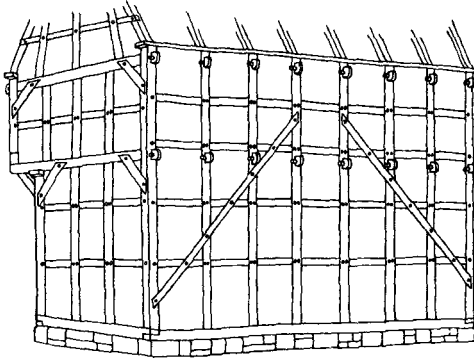


Abb. 1 Hochmittelalterliche Rückwand
hinter spätmittelalterlicher Frontgestaltung.
Hofgebäude Güldenstraße 42 (1944 vernichtet)

Abb. 3 Der an der Kemenade Hagenbrücke 5 vorhandene
(eigentlich nur dem Zapfenschloß-Ankerbalken-Fachwerk
gemäße) Massivdrempel enthält den Beweis für den
(architektonisch einwandfreien) Anschluß des Steingebäudes
mit einem (älteren) Holzbau.

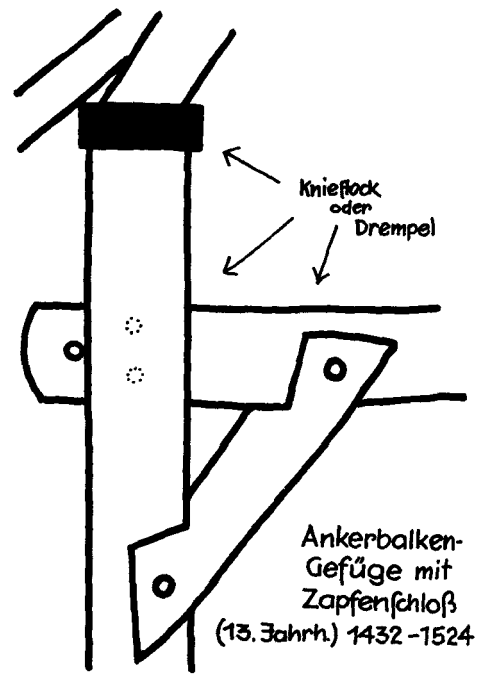
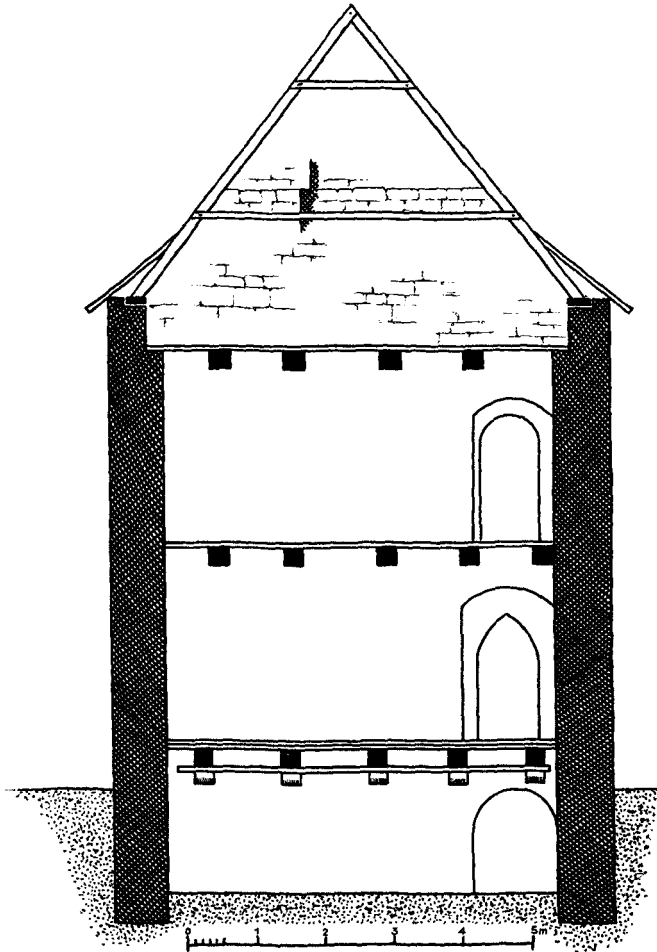


Abb. 2 Kniestock- oder Drempelbildung der
Hochrähm-Zimmerung mit durchgestecktem
Ankerbalken.

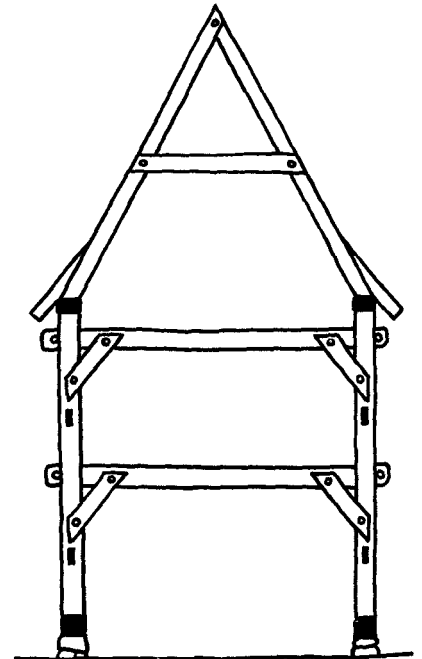


Abb. 4 Aufbauschema des Hauses
Werder 29 in Braunschweig (1944 vernichtet)

zapfte Stichbalken dem gleichen Zweck. Winkelhölzer zwischen Ständer und Balken heißen, je nach dem Ort ihrer Anbringung, Fuß- oder Kopfbänder. Die an Überhängen äußerlich sichtbaren Kopfbänder werden verziert zu Knaggen oder Konsolen. —

Im ersten Absatz dieser Darlegungen war von dem noch aus dem Hochmittelalter überlieferten und bis ins 16. Jahrhundert hofseitig angewandten Wandgefüge unserer Fachwerkbauten die Rede. In diesem ist eine Reihe von Hoch- oder Langständern zwischen Grundschwelle und Dachrähm zu einem völlig bündigen Wandgerüst zusammengefaßt, aus dem nur die Zapfenschlösser der durch Ständerschlitze gesteckten, zu Anker-Zapfen (Brustzapfen) geschnittenen Balkenenden pflockgesichert herausragen (Abb. 1). An mehreren unserer Überhangbauten älterer Art sind solche Zapfenschlösser der Ankerbalken-Dachbasis auch frontal noch vorhanden und unter den Dachtraufen das von jedermann leicht zu findende, wirklich altertümlichste Merkmal²⁾. Man ist geneigt, solche „Überbleibsel“ aus früherer Zeit unbedingt als von jeher bodenständig anzusehen. Weiträumige Forschung jedoch ergab, daß als Urheimat der alten Ankerbalkenbauten die Küstenlandschaften Nordwest-Europas: Nordfrankreich, Flandern, Brabant und Niederrhein gelten müssen. Von dort aus verbreiteten sie sich „sprunghaft“ über Herrensitze und besonders Städte ostwärts bis zu uns und darüber hinaus³⁾. Zwar gibt über diese Vorgänge keine Urkunde Auskunft, aber da wir wissen, daß Fernkaufleute und Siedler an Gründungsvorgängen und Ausbau unserer Städte beteiligt waren, können diese ihre heimatlichen Baugewohnheiten bei uns bereits im 11., gewiß aber im 12. Jahrhundert eingeführt haben.

Wirklich nachweisbar sind Ankerbalkenbauten in Braunschweig erst für das 13. Jahrhundert durch Spuren ihrer Gefügemerkmale an Massivbauten, denen jene Holzhäuser einst architektonisch vereint waren⁴⁾.

Bei den sog. „Hochrähm“-Ankerbalkenbauten erstreckt sich an der Dachbasis zwischen dem ständerdurchdringenden Zapfen und unterhalb des Dachrähms noch das bis kniehöhe obere Ende des jeweiligen Langständers, der „Kniestock“. Die Reihe der Kniestöcke bildet mit dem aufliegenden Rähm eine niedrige, dem Dachbodenraum zugehörige Wand. Diese, grundlegend aus der Zimmermannstechnik geborene Kniestock-Wand (= Drempel) ist grundlegend nur dem hier behandelten Fachwerkgerüst eigen, dem eigentlichen Massivbau jedoch fremd (Abb. 2). Sollen nun beide in architektonischer Absicht bei gleicher First- und Traufenhöhe unter einem Dach einwandfrei zusammengeschlossen werden, ergibt sich bei Raum- und Fußbodenhöhe des Obergeschosses eine Differenz, die nur durch einen, dem Steinbau aufgemauerten „Anpassungs“-Drempel ausgeglichen werden kann⁵⁾. Mit einem solchen wurde einst die Kemenate Hagenbrücke 5 versehen, deren Alter auf die Mitte des 13. Jahrhunderts festgesetzt werden darf (Abb. 3/4). Die Anwesenheit des steinernen Drempels in diesem Massivbau aber beweist, daß er einst einem bereits bestehenden Ankerbalkenbau vorbe-schriebener Art angepaßt wurde.

Leider blieb in Braunschweig keiner dieser Fachwerkbauten des hohen Mittelalters erhalten, aber glücklicherweise besitzt Quedlinburg noch ein solches Gebäude aus der Zeit um 1300 (Abb. 5). Als ältester Holzbau Norddeutschlands wurde er erst kürzlich vom Institut für Denkmalpflege der DDR (Arbeitsstelle Halle) sorgfältig restauriert⁶⁾.



Abb. 5

Norddeutschlands ältester
Fachwerkbau
Wordgasse 3
in Quedlinburg
nach der Restaurierung.

Foto Heinz Kittel.

Merkwürdigerweise sind die im zweigeschossigen Hausgerüst zwischen den Ständern befindlichen Riegel mit ihrer Vorderseite hinter die der Ständer etwas zurückgesetzt, damit die Putzfläche der Gefache auch sie überdeckt. Es entspricht dem Prinzip der Gotik, auf diese Weise ausschließlich die Vertikale des Ständerwerks der Wandflächen zur Geltung kommen zu lassen. Der Alleinstand des Gebäudes erfordert eine zusätzliche Sicherung gegen seitlichen Schub: Sie besteht aus den Innenseiten der Längswände aufgeblatteten, sich überkreuzenden Diagonalstreben (Abb. 6).

Zwischen dem Alter dieses unschätzbaren Zeugnisses frühen städtischen Bauens im nördlichen Harzvorland und ersten Datierungen Braunschweiger Fachwerks ist ein Unterschied von mehr als hundert Jahren. Innerhalb dieser Zeitspanne vollzog sich bei uns die Einführung der dem Stockwerkgefüge (d. h. dem Bauen mit kürzerem Ständerwerk) verbundenen Überhänge. Die künstlerisch vollkommene Formgebung der dafür typischen Gefügeteile wie Balkenköpfe, Stütznaggen und Saumschwelle an der mit 1435 datierten „Gheller-Borch“ (Abb. 7) setzt eine lange Entwicklungszeit voraus, die sich aus Braunschweiger Urkunden jedoch nicht mit dem Worte „overhanch“ wie in einem Göttinger Vertrag zwischen Rat und Schustergilde von 1344 belegen läßt. Es heißt darin, daß der allseitige Überhang des neu zu erbauenden „Schuhhofes“ drei Fuß betragen

und sich so hoch befinden soll, „*dat men darunder moyghe henriden*“, d. h. daß man darunter hinreiten möge. Etwa gleichzeitig mit dem Göttinger Vertrag treffen die Städte Osterwiek und Goslar allgemeine Bestimmungen über das Vorkragen⁸⁾. Wenn nun in kleineren Städten in Braunschweigs Nähe der Überhang oberer Geschosse bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Eingang fand, dürfte er im wirtschaftlichen und kulturellen Vorort Südniedersachsens bereits selbstverständlich gewesen sein. Nun fehlt zwar in den reichhaltigen Eintragungen der Braunschweiger Degedingsbücher das andernorts für die Sache gebräuchliche Wort, aber in der Stadt als Mittelpunkt der alten Stammeslandschaft Ostfalen mit deren eigenwilligen Wortprägungen in der Volkssprache könnte an seiner Stelle eine andere Bezeichnung gegolten haben.

Hier bietet sich das Wort „Laube“ (*lue*) an, das zwischen 1330 und 1414 in den Urkunden mehrfach für bewohnbare, straßenseitige Räume in Obergeschossen vorkommt. „*De louen bouen der kamere, de vorderste löuen to der strate, de louen bouen der dorntzen, by der strate, de grote louen to der strate wort, bouen deme dore*“ werden im gleichen Zeitraum genannt, während dessen die Einführung und Entwicklung des Überhangs auch in Braunschweig erfolgt sein muß.

Noch im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts erlischt dann der Gebrauch des Wortes ebenso wie der Begriff des „*bomenen*“ (baumenen) Hauses, der in auffälliger Gleichzeitigkeit von 1333 bis 1410 in den Degedingsbüchern der Weichbilde wiederkehrt. „*Bomene*“ Häuser werden auch in Goslar⁹⁾ (1324, 1338, 1362) und Hildesheim (1350)¹⁰⁾ genannt, Städten also die wie Braunschweig dem ostfälischen Sprachraum mit seinen ausgeprägten Eigenheiten angehören. Griep¹¹⁾ hält für möglich, daß es sich bei den „*bomenen*“ Gebäuden um Blockbauten handelt, die in Goslar, wo das dafür geeignete Stangenholz aus den Fichtenwäldern des Harzes ohne weiteres zur Hand war, wohl denkbar wären. Das ist jedoch für Braunschweig, in dem als Baustoff des Hausgerüsts bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus *ausschließlich* Eichenholz diente, völlig unmöglich. Das Wort „*bomen*“ muß also eine andere Bedeutung haben, und vielleicht weist die Reihe damit zusammengesetzter Bezeichnungen einen Weg: Hausbaum, Rüstbaum, Mastbaum, Maibaum, Hebebaum, Ladebaum, Heubaum und Schlagbaum sind Dinge, die in der Hauptsache aus einem langgestreckten, ungeteilten Stamm bestehen¹²⁾. Sollten mit den „*bomenen*“ Häusern nicht jene im hohen Mittelalter vorherrschenden Langständerbauten gleich dem des in Quedlinburg erhaltenen Bauwerks gemeint sein, besonders wenn wie dort der „*bomene*“ Charakter durch Überputzen der Riegelhölzer eindringlichst hervorgehoben würde? Das ausdrückliche Betonen ihrer auch frontal „*bomenen*“ Erscheinung in den urkundlichen Eintragungen gegenüber einer zusehends anwachsenden Menge (und baldigen Mehr-

Abb. 6 Schubsicherung und Wandgefüge
des Hauses Wordgasse 3 in Quedlinburg.
Nach Helmut Stelzer.

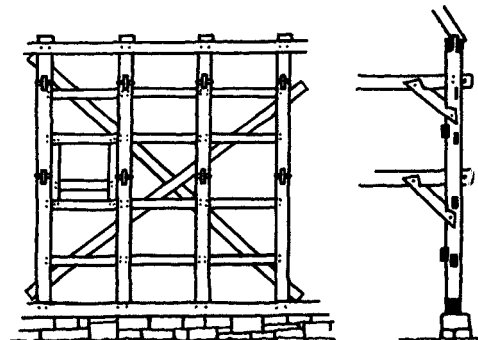




Abb. 7 Überhanggestaltung des „Ghellerborch“ Alte Waage 2 in Braunschweig (1944 vernichtet). Foto Vilma Schubert.

zahl) der Überhangfronten wäre verständlich. Es besteht in Eintragungen, die außer mehrfacher Anführung einfacher „bomener“ Bauten einige „grote“, ein „hoghes“ und zuletzt (1410) „dat grote, nye, bomene hus“ nennen.

(2. Teil folgt)

Anmerkungen und Literatur

¹⁾ Die u. a. am ehem. „Bayrischen Hof“ Olschlägern 40 befindliche Teilinschrift. „Och we kans ramen · Jesus Maria Amen“ kennzeichnet das Rähmen als einem dem Zimmermann wichtigen Bauabschnitt. — ²⁾ Alte Knochenhauerstraße 11 und 13 (auch Seite Petersilienstraße), An der Michaeliskirche 1 (Seite Echternstraße), Am Magnitore 1 (Vorderhaus und Nebengebäude Herrendorfwetwe) sowie Ritterstraße 24. — ³⁾ Joseph Schepers: Haus und Hof deutscher Bauern / Westfalen-Lippe. 2. Bd. S. 39 und 48. — ⁴⁾ siehe auch Roswitha Poppe: Das Osnabrücker Bürgerhaus. — ⁵⁾ siehe auch Braunschweigische Heimat 1966, Heft 2, S. 36 unten betr. Turnierstraße 7. — ⁶⁾ Helmut Stelzer über den Ständerbau Wordgasse 3, Quedlinburg im Exkursionsführer S. 13 und in „Denkmale der Geschichte und Kultur“, herausgeg. vom Institut für Denkmalpflege: Henschel-Verlag, Berlin 69. — ⁷⁾ [stark verändert Ackerhof 1 von 1432], Alte Waage 2 („Ghellerborch“) von 1435, vernichtet, erhaltener Rest von Alte Knochenhauerstraße 11 („Altes Haus“) von 1470. — ⁸⁾ Helmuth Thomsen: Der volkstümliche Wohnbau der Stadt Braunschweig im Mittelalter S. 106. — ⁹⁾ Hans-Günther Griep: Goslar, Bd. 1 der Reihe „Das deutsche Bürgerhaus“, Wasmuth-Verlag, Tübingen. Anm. 14. — ¹⁰⁾ Helmuth Thomsen: Der volkstümliche Wohnbau usw. S. 101/102. — ¹¹⁾ Hans-Günther Griep: Goslar, S. 43/43 und 124/125. — ¹²⁾ Dem ungeteilten Baum steht im Sprachgebrauch der Stammabschnitt, ja Stumpf, als „Stock“ wie nachfolgend angegeben gegenüber: Wurzelstock, Haubenstock, Immenstock, Kniestock, Opferstock, Bildstock, Kleiderstock (Truhe) und Totenstock (Sarg), die beiden letzten ursprünglich ausgehöhlte Stammteile.

Der Hagelfeiertag im Lande Braunschweig

von Hans Ehlers

Im Dezember 1968 hat die Synode der Braunschweigischen Landeskirche die Entschließung gefaßt: „Der bisherige Erntebittag (Hagelfeiertag) soll in der gesamten Landeskirche in Zukunft entweder am ersten Sonntag nach Trinitatis oder an einem Tage in der Woche danach gehalten werden.“ In der Begründung wird u. a. gesagt: „Eine langjährige Praxis hat erwiesen, daß der Erntebittag, der früher mit Schul- und Abendgottesdiensten am 2. Montag im Juni begangen wurde, in

vielen Gemeinden unserer Landeskirche seine Bedeutung verloren hat.“ Dann heißt es weiter: „Die Synode ist sich aber bewußt, daß das Anliegen des Erntebitttages nicht verlorengehen darf. In einer Welt, in der Millionen von Menschen vom Hungertod bedroht sind, wird sich die Kirche immer daran erinnern müssen, daß ihr auch die Sorge um das leibliche Wohl der Menschen durch ihr Tun, aber auch in ihrem Gebet aufgetragen ist.“

Über den Tag der Hagelfeier wurde im März 1825 in einer erneuerten Feiertagsordnung des landesherrlichen Kirchenregiments bestimmt, daß das „Frühlingsfest“ der sogenannten Hagelfeier, um den Landleuten die Zeit zur Bestellung der Felder nicht zu kürzen, vom Montag nach Rogate auf den zweiten, oder wenn dieser in die Pfingstwoche fällt, auf den dritten Montag im Juni verlegt wird. „Damit“, so schreibt Joh. Beste in der Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche, „büßte dieser Gottesdienst seinen ursprünglichen Charakter als Buß- und Betttag ein. Bisher hatten viele Gemeinden den Geistlichen für die Hagelfeier extra bezahlt oder ihn, z. B. in Barbecke, durch mehrnächtlichen Hürdenschlag zur Düngung seines Ackers durch die Gemeindegelderei, den er zu jeder beliebigen Zeit in Anspruch nehmen und verkaufen konnte, entschädigt.“

Die Kirchenordnung des Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vom Jahre 1709 besagt im Kap. V. „Von der Hagelfeier“: „Nachdem es ein uralter christlicher Gebrauch ist, daß in der Woche Rogate (d. h. betet) eine gewisse Zeit ausgesetzt werde, in welcher Gott der Allmächtige insonderheit um Genesung der lieben Feldfrüchte und Abwendung schädlichen Mißwachses durch Hagel, Ungewitter, Wasserfluthen und dergleichen mit herzlicher Andacht anzurufen, so lassen wir es billig dabei bewenden. Und ist unser gnädigster ernster Befehl, daß in Künftige alle Jahr auf den Montag post Vocum Jucunditatis (d. i. nach Rogate) in Städten und Dörfern ohne Unterschied durchs ganze Land ein Betttag soll gehalten werden.“

Der uralte christliche Brauch, worauf die Kirchenordnung Bezug nimmt, geht auf folgende Entstehung zurück: Im Jahre 466 nach Christi Geburt herrschte in mehreren Ländern, besonders aber in Frankreich, ein ungewöhnlich großer Notstand, der durch Erdbeben, Ungewitter, Stürme, Mißwuchs und andere Landplagen entstanden war und eine furchtbare Hungersnot und ein solches Sterben im Gefolge hatte, daß ganze Landstriche nur noch von wilden Tieren bewohnt waren. Da verordnete der Bischof Claudius Mamertus zu Vienne im südlichen Frankreich, daß man die ersten drei Tage vor dem Himmelfahrtsfeste mit Fasten, Beten und feierlichen Aufzügen in den Kirchen und auf den Feldern zubringen und Gott anrufen sollte, daß er diese Landplage und große Not gnädiglich abwenden möge. Diese Sitte wurde allmählich auch in anderen Orten eingeführt und breitete sich immer mehr aus, bis sie endlich im Jahre 591 durch Papst Gregor den Großen auf einer allgemeinen Kirchenversammlung als eine stetige Ordnung für die ganze Christenheit festgesetzt wurde.

So haben denn unsere Altvordern Feld- und Flurumgänge mit Gebet und Segen vorgenommen. Solche Umzüge sind wohl hier und da noch in katholischen Gegenden als Prozessionen üblich. Die Feier war ein Weih- und Bittgang, der aus der Kirche durchs ganze Dorf und in die Felder führte. In feierlichem Aufzug sah man die Geistlichkeit und die Chorknaben in ihren Chorgewändern, die Rauchwerk und geweihtes Wasser bei sich hatten und das Kruzifix und die Kirchenfahne vorantrugen. Hinter ihnen zogen die Gemeindeglieder mit Heiligenbildern unter gemeinsamem Gebet und Gesang um die Fluren und Äcker, Weiden und Wiesen

empfangen unter dem Zeichen des Kreuzes mit Weihwasser besprengt, den priesterlichen Segen. Die Reformation hat in der evangelischen Kirche solche Feldprozessionen und priesterlichen Flurumgänge, die der Herzog Julius als abgöttisch bezeichnete und sie zu verbieten sich veranlaßt sah, in einfache Predigtgottesdienste am Hagelfeiertag umgewandelt. Aber der noch aus heidnischer Zeit stammende und von der Katholischen Kirche übernommene Brauch der Bittgänge wollte nur schwer aus den Dörfern weichen. Der Pastor in Lelm am Elm hörte noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts alte Leute davon erzählen. Man hielt die Flurumgänge für eine gottesdienstliche Handlung, bei der der Schulmeister mit den Schulkindern und wohl auch der Prediger mit den Gemeindegliedern wie früher der Priester mit der ganzen Gemeinde mit Gesang und Zeremonien auf das Feld gehen mußte, um eine geeignete Ernte zu erhalten.

Schon unsere heidnischen Vorfahren führten in ähnlicher Weise Flurumgänge mit Bitten und Beschwörungen aus, und es mag in altgermanischen Kulthandlungen der letzte Ursprung des Hagelfeiertages liegen. Dabei wurden um das Gedeihen der Feldfrucht und um Abwendung schädlicher Unwetter unter Opferbräuchen die Götter angerufen, vor allem der Gott Donar, an dessen Stelle dann nach Einführung des Christentums die Wetterheiligen, vor allem der Apostel Paulus und Johannes der Täufer traten.

So entspricht denn die Begehung des Hagelfeiertages einem uralten Brauch. Er stand bei der Landbevölkerung in einem hohen Ansehen. Sie hat ihn heilig gehalten, daß er wie ein Wahrzeichen dastand mitten in der Reihe der übrigen Tage und Festtage. Vielfach herrschte die Meinung, der Hagelfeiertag sei auf ein bestimmtes Ereignis zurückzuführen und diene der Erinnerung an schwere Wetterschäden, die in früherer Zeit diese oder jene Gemeinde betroffen hätten. Dies ist indes nicht der Fall, wenngleich in manchen Orten das Andenken an besonders eindrucksvolle Heimsuchungen dieser Art lebendig geblieben ist. Solche Gedenktage an eine frühere Unwetterkatastrophe begingen sie an einem „angelobten“ Hagelfeiertag, zu dem die Bauern ein Gelübde abgelegt hatten, immer an diesen Schreckenstag zu denken und Gott den Herrn zu bitten um Bewahrung vor Unheil und Hagelschlag, der ja der schlimmste Feind der Ernte ist und in wenigen Augenblicken vernichten kann, was monatelang des Landmanns Fleiß und Mühe, seine Freude und Hoffnung gewesen ist. Angelobte Hagelfeiertage wurden besonders in vielen Gemeinden der Kreise Holzminden und Gandersheim und Umgegend gehalten.

Hier ein Beispiel: Am 11. Juni 1759 zur Mittagsstunde verfinsterte sich nach den Aufzeichnungen im Kirchenbuch der Gemeinde Gr. Heere der Himmel über dem Innerstetal. Die Nacht schien hereinzubrechen. Die Luft war von einem Donnern und Krachen erfüllt, daß man glaubte, der jüngste Tag sei gekommen. Auf dem früher Löhrschen Hofe wurde gerade Taufe gefeiert. Das Wetter brach mit solcher Furchtbarkeit herein, daß die Feiernden in ihrer Angst alle auf die Knie sanken und Gott anriefen, er möge doch seine Gnade walten lassen. In wenigen Augenblicken waren alle Fenster und Ziegeln auf den Dächern zer schlagen. In den Gärten herrschte große Verwüstung, und auf den Feldern war alles niedergewalzt. Als sich nun am 11. Juni 1760 um 11 Uhr der Himmel wieder verfinsterte und aufs neue ein Unwetter drohte, da entschloß sich die Gemeinde, den 11. Juni fortan als einen Hagelfeier- und Bußtag zu begehen.

Das verlagerte Wahrstedt

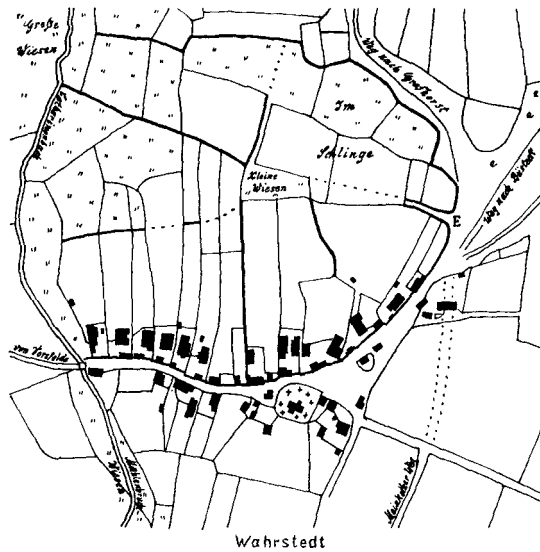
von Friedrich Brandes

Im Osten des Braunschweiger Landes liegen mehrere Dörfer, die durch ihre teils absonderliche Form und teils absonderliche Lage völlig aus dem Rahmen der in diesem Gebiet sonst üblichen Art herausfallen. Ihre auf den Feldrissen der herzoglichen General-Landesvermessung noch gut erkennbare scheinbar ursprüngliche Dorfform und Lage steht im Widerspruch zu ihrem aus der Ortsnamensendung zu schließenden Alter, ja man möchte ihre Form als geradezu unmöglich für ein derartiges altes Dorf bezeichnen. Zwei in dieser Hinsicht als mustergültig zu bezeichnende Beispiele bieten die im sogenannten Boldecker Land des Kreises Gifhorn liegenden Dörfer Osloß und Grußendorf. Osloß ist heute ein sehr weiträumiges Straßendorf, dessen einzelne Höfe teilweise in über 100 m Abstand liegen. Osloß lag noch vor rund 100 Jahren südlich der B 188. Nach dem damaligen großen Brande, der nur einen Hof im alten Rundling verschonte, haben sich die Bauern dann an der heutigen B 188 ihre Höfe neu aufgebaut. Grußendorf dagegen ist heute eine Streusiedlung, in den Urkunden des 15. Jahrhunderts wird kein Dorf Grußendorf, sondern nur die „Wüste Feldmark Grußendorf“ genannt. Erst in den darauffolgenden Jahrhunderten ist das Dorf an der heutigen Stelle nach und nach wieder entstanden.

Der Kreis Helmstedt weist nun sogar 6 Dörfer auf, aus deren Form und Lage besonders interessante Schlüsse zu ziehen sind. Eigenartigerweise ist bisher weder in den „Bau- und Kunstdenkmälern“ noch in irgendwelchen späteren Arbeiten auf diese Tatsache hingewiesen. Als erstes soll hier das Dorf Wahrstedt behandelt werden. Wahrstedt ist nach seiner Namensendung auf -stedt ein recht altes Dorf, das ca. 1500 Jahre alt sein wird. Derartig alte Dörfer sind nie so angelegt, daß ihre Dorfstraße gleichzeitig eine Heerstraße ist. Erst in jüngerer Zeit sind Dörfer an Heerstraßen, d. h. beiderseitig, angelegt, so z. B. die Drömlingsdörfer Niendorf im 15. Jahrhundert und Bergfriede um 1540. Wo jedoch die Heerstraßen am äußeren Rande der Dörfer entlang führten, haben sich erst in späterer Zeit Höfe an der Heerstraße aufgebaut, sie entstanden hier sowohl in der Wüstungsperiode durch Zuzug aus den untergegangenen Dörfern wie auch durch Teilung von Höfen. Typische Beispiele hierfür sind Ölper und Lehre.

Hiernach kann die heutige Lage von Wahrstedt nicht ursprünglich sein. Wahrstedt hat nur scheinbar die Form eines Straßendorfes, die sonst im Kr. Helmstedt überhaupt nicht vorkommt. Die Höfe liegen zwar längs der Straße, aber ohne die bei Straßendörfern übliche größere Breite der Straße, dazu in einer auffallend gewundenen Form. Echte Straßendörfer sind die Drömlingsdörfer Wassensdorf, Weddendorf, Breitenrode, Mieste, Tarnefitz, Wernitz usw. Das heutige, zu beiden Seiten der B 1 liegende Vechelde ist kein ursprüngliches Straßendorf, denn es wurde erst 1392 an die Heerstraße verlegt. Zu Weddendorf, das heute zu beiden Seiten der Heerstraße Oebisfelde—Gardelegen liegt, wäre noch zu bemerken, daß die Heerstraße früher südlich am Orte vorbeiführte.

Es fällt ferner auf, daß von den 16 Wahrstedter Höfen, die 1758 vorhanden waren, 12 an der Nordseite der Straße liegen. Die übrigen 14 Grundstücke sind nur Brinksitzer- und Anbauerstellen, die für siedlungsgeschichtliche Untersuchungen uninteressant sind. Hiernach passen Lage und Form des Dorfes unmöglich zu seinem Alter von 1500 Jahren. Eine Verlagerung des Dorfes muß schon vor



1400 stattgefunden haben, da die im Ursprung gotische Kirche seit ca. 500 Jahren innerhalb der heutigen Ortslage steht.

Die alte, ursprüngliche Ortslage ist nun in dem am Nordostrand des Dorfes liegenden Flurstücke „Im Schlinge“ zu suchen: Schling = Brunneneinfassung, hier also Stelle des ehemaligen Dorfbrunnens. Nach der auf der Flurkarte von 1756 noch etwas erkennbaren Form könnte es sich um ein Angerdorf gehandelt haben, noch wahrscheinlicher jedoch um ein Rundlingsdorf. Innerhalb der alten Ortslage lassen die Reste der alten Grundstücksgrenzen, die noch bis zur Separation im vorigen Jahrhundert vorhanden waren, mit ihrer konzentrischen Anlage auf ein altes Rundlingsdorf schließen, sie sind hier durch stärkere Strichführung hervorgehoben. Das Flurstück „Kleine Wiese“ dürfte wahrscheinlich der Dorfplatz, also der Mittelpunkt des Dorfes gewesen sein.

Die Vorfahren der Wahrstedter haben demnach ihre alten Höfe im Rundling verlassen und haben sich dann am äußersten Südrand ihrer Grashöfe an der Heerstraße wieder aufgebaut. Der Grund für diese Umsiedlung ist nicht mehr bekannt. Für die ursprüngliche Lage der Dorfstelle sprechen folgende Beweise:

1. Im „Schlinge“ wurden bereits 1964 zahlreiche mittelalterliche Tonscherben gefunden, also Reste des einstigen Hausrates.
2. Die Dorfstelle hat dort ihre typische Lage: am Rande ihrer Ackerflur und dicht an den am Bach liegenden Wiesen.
3. Der noch bis zur Separation um 1850 von Meinkot herankommende Weg führt genau in Richtung des Dorfeingangs, hier punktiert dargestellt. Das letzte Wegstück ist dann durch die Einmündung des Bahrdorfer Weges verschwunden.

Es bliebe noch zu klären der auffällig krumme Verlauf der Heerstraße Vorsfelde—Oebisfelde, die nach der Überquerung des Katharinenbaches erst im Bogen nach Süden verläuft, um sich dann im weiten Bogen nach Nordosten zu wenden — ein Verlauf, der durch keinerlei Geländeschwierigkeiten bedingt ist. Als Hindernis ist lediglich die alte Ortslage anzusehen, die demnach schon recht alt sein dürfte. Die Heerstraße führte danach um den äußeren Rand der Grashöfe des einstigen Rundlings.

Hochzeiten und Kindtaufen zu Buntenbock (1650)

von Herbert Lommatzsch

Die kleinen Harzorte sind gegenüber den Bergstädten in der Berichterstattung über ihre Ortsgeschichte insofern oft im Nachteil, weil nur wenige Akten aus alter Zeit in den Archiven über sie vorhanden sind. Um so mehr werden dann aber auch Nachrichten aus der ältesten Geschichte dieser Harzorte beachtet. Die älteste umfangreichere Nachricht über Buntenbock lag bisher aus dem Jahre 1677 vor, es handelt sich dabei um eine Auseinandersetzung wegen der Weidegrenzen in den Harzforsten um Buntenbock. Die in den folgenden Ausführungen mitgeteilte Nachricht stammt aus dem Jahre 1650. Es handelt sich um eine in Osterode ausgefertigte und von dem damaligen Berghauptmann von Hodenberg unterschriebene „Verordnung, wie es mit den Hochzeiten und Kindtaufen zu Buntenbock gehalten werden soll“.

Diese Verordnung besagt folgendes:

1.

Es mußte leider festgestellt werden, daß bei den Hochzeiten und Kindtaufen unnötige Kosten und Pracht angewendet wird, es werden Schulden gemacht und der Ausgang der Hochzeit mit ihren hohen Kosten ist oft der Anfang des Verderbens für den Ehestand. Es sollen deshalb bei einer Hochzeit am ersten und zweiten Tag nicht mehr als vier Essen (Essen = Gänge), darunter ein Gebratenes, gegeben und nicht mehr als einmal am Tage gespeist werden. Wer dagegen verstößt, muß 4 Taler Strafe zahlen.

2.

Am dritten Tag sollen keine weiteren Gastereien gehalten werden, nur den nächsten Freunden und Aufwärtern soll eine Mahlzeit von drei Essen gegeben werden. Bei Verstoß sind 4 Taler Strafe fällig.

3.

Gespeist werden darf nicht an mehr als drei bis fünf Tischen. Bei Überschreitung dieser Zahl sind 3 Taler Strafe zu zahlen.

4.

Der Braut und dem Bräutigam sollen von den Hochzeitsgästen nicht mehr als 1½ Taler verehrt werden.

5.

Eltern sollen ihre Kinder nicht hinter sich herziehen lassen, ausgenommen die Kinder, „die der Mutter noch nicht entraten können“ (= Säuglinge). Bei Nichtbefolgung sind 3 Taler Strafe zu zahlen.

6.

Die Salzkelle soll zugelassen, aber das Handwasser soll abgeschafft werden, bei einem Strafgehalt von 2 Talern.

7.

Im Tanze soll sich jeder ehrbar und züchtig verhalten, das gewöhnliche Durchlaufen und Überdrehen ist zu vermeiden.

Das sind die Bestimmungen für Hochzeiten, für Kindtaufen wird folgendes angeordnet:

1.

Alles Kuchenbacken und alle Anschaffungen für Getränke vor und nach der Taufe sollen abgeschafft werden. Strafe 5 Taler.

2.

Es sollen den Gevattern und den nächsten Anverwandten und sonst niemandem nicht mehr als vier Essen, darunter ein Gebratenes, vorgesetzt werden. Strafe bei Nichtbefolgung 5 Taler.

3.

Die Gastereien sollen nur einen Tag dauern, bei einer Strafe von 18 Talern.

4.

Die Gevattern sollen nur einen Taler oder einen Goldgulden einbinden. Das soll durch Verordnete in der Kirche überwacht werden. Die Gevattern sollen in das Haus einen Taler für alles geben, von dieser Gabe sollen dann der Koch, die Kinder und die Hebamme „begabet“ werden, der Rest soll der Kindbetrin gebracht werden.

5.

Auf den Kirchgängen sollen niemandem als den Frauen drei Essen (= Gänge) gegeben werden.

Am Schlusse der Verordnung findet sich noch die folgende Mahnung: Wenn jemand diese zugelassenen und erlaubten Gastereien auf Kindtaufen und Kirchgängen ganz einstellt, oder weniger gibt, so soll dies ihm freistehen, und man soll ihm dies nicht verwehren. Diese Verordnung gilt für die „Einwohner zum Bunten Bock“, der Oberförster hat darüber zu wachen, daß in Buntenbock nicht die Clausthaler Ordnung für Hochzeiten und Kindtaufen angewendet wird.

Eine solche „Ordnung für Hochzeiten und Kindtaufen“, die immerhin vor mehr als 220 Jahren im Jahre 1650 erlassen wurde, bietet selbst dann, wenn sie in der modernen Schriftsprache sinngemäß wiedergegeben ist, mancherlei Schwierigkeiten, um sie richtig verstehen zu können. Wir können erst einmal aus den Verboten schließen, wie es in Wirklichkeit damals gewesen ist, daß also eine Hochzeit mindestens ihre drei Tage gedauert hat, daß man mehrmals recht üppig gegessen hat. Wir dürfen auch nicht annehmen, daß sich dies mit dem Erlaß einer solchen Ordnung geändert hat, denn auch damals stand schon viel auf dem Papier und wurde nicht beachtet. Was allerdings zu bedeuten hatte, daß eine Salzkelte erlaubt, das Handwasser aber verboten ist, wird nur ein genauer Kenner der Bräuche jener Zeiten ermitteln können. Das Wort „Essen“ übertragen wir wohl am besten mit „Portionen“ oder „Gang“, wobei auch bei Portionen an verschiedene Speisen zu denken ist.

Die Strafen sind hier in Talern angegeben, wobei es damals allerdings verschiedene Talersorten gab, den Speziestaler und den Reichstaler etwa. Sehr hoch sind die Strafandrohungen besonders bei Kindtaufen, weil hier wegen der Häufigkeit der Geburten eine besonders große Belastung für die Familie eintrat, wenn zu hohe Ausgaben entstanden.

Die Ordnung ist deshalb in Osterode erlassen, weil damals der zuständige Landdrost und Berghauptmann von Hodenberg seinen eigentlichen Amtssitz in Osterode hatte. Für Clausthal bestand eine Hochzeits- und Kindtaufordnung, die mehr auf die dortigen Beamtenverhältnisse zugeschnitten war und mehr Unterschiede kannte, als es für die kleine Gemeinde Buntenbock notwendig war. Der Oberförster war nach dem Wortlaut der Ordnung damals nicht nur für die Ordnung der Bäume in den Harzforsten, sondern auch für die Menschen und ihr richtiges Verhalten in Buntenbock zuständig, wobei ihm die Menschen sicher mehr Ärger gemacht haben werden als die Bäume.

Ein Bericht aus Engelade vor 250 Jahren

Harte Strafen für Vergehen an der Jugend

von Friedrich Freitag

Man schrieb das Jahr 1706. Vor dem Rathaus in Seesen, dort, wo früher der Schandpfahl oder der Pranger stand, drängten sich Tausende von Schaulustigen. Ein Mann aus Engelade, der versucht hatte, sich unsittlich Schulmädchen zu nähern, soll seine Strafe erhalten.

Herzog Anton Ulrich als oberster Gerichtsherr des Landes Braunschweig hat folgendes Urteil bestätigt: „Der Täter ist vor ein ordentliches Halsgericht zu stellen. Demselben sind allda seine Verbrechen und die Ärgernis nochmal ernstlich zu erweisen. Zur Strafe und anderen als Abscheu ist er dann mit scharfen Staupenschlägen aus dem Braunschweiger Land wie auch aus dem Stift Hildesheim auf ewig zu verweisen!“

Also Auspeitschung aus der Heimat, fort von Frau und Kind, vertrieben ins Ausland — ins Elend!

Bürgermeister und Rat der Stadt, die gesamte bewaffnete Bürgerschaft Seesens und alle bewehrten Männer aus Herrhausen sind nun zum peinlichen Halsgericht vor dem Rathaus in Seesen erschienen. Vor dem Schandpfahl am Rathaus wird ein weiter Halbkreis durch die Bürgerwehren abgesperrt, hinter dem sich Kopf an Kopf das Volk sammelt.

Da kommt Unruhe in die wartende Menge: Eine Wache von 10 Mann führt den Angeklagten gefesselt in den Kreis. Der Hauptmann schließt ihn an den Schandpfahl.

Nun tritt der Amtsvogt in den Kreis und winkt den Scharfrichter Hans Christoph Förster zu sich in die offene Runde. „Ist es mir vergönnet, daß ich bei diesem peinlichen Halsgericht erschienen und das Urteil mit anhören möge?“ So tönt die harte Stimme des Nachrichters über die Menge. Der Amtsvogt bejaht die Frage. Die alte Überlieferung schreibt den Gerichtsverlauf genau vor, auch die nun folgenden Worte des Amtsvogts:

„Demnach es so weit an der Zeit ist und so hoch am Tage, daß man ein peinliches Halsgericht hegen mag, und nach Kaiser Karl V. und des Hl. Röm. Reiches abgefaßte Verordnungen voll besetzt ist, so hege ich das peinliche Halsgericht zum 1., 2. und 3. Male im Namen der Hl. Dreifaltigkeit und des durchlauchten Fürsten Anton Ulrich. Wer vor diesem peinlichen Halsgericht etwas vorzubringen hat, der tue es, wie es sich gebühret; denn dieses Gericht will jedem zu seinem Recht verhelfen. Johann Sebastian Lohmann ist wegen vorgekommener ärgerlicher Dinge vor das peinliche Halsgericht gestellt. Ich bitte, ihm seine Missetat vor dem peinlichen Halsgericht öffentlich vorzuhalten und daß er solche Anklagen mit recht kategorischer Antwort beantworten müsse.“

Nun ertönt die anklagende Stimme des Amtmanns. Die verwerflichen Taten werden ihm eindringlich vorgehalten. Währenddessen hat der Scharfrichter das Schwert entblößt. Die Verhandlung hat ihren Höhepunkt erreicht, und die staatliche Ordnung wird durch diesen Vorgang eindringlich demonstriert.

Nun fordert ihn der Amtmann auf, Urfehde zu schwören und zu unterschreiben, daß er nie Rache nehmen wird, weder an den Gerichtspersonen, noch an deren

Angehörigen, noch an sonst jemanden. Dazu löst der Amtmann ihn vom Schandpfahl und übergibt ihn dem Scharfrichter mit dem Befehl, daß er das abgelesene Urteil „mit Fleiß exekutieren solle“.

Der Scharfrichter antwortet: „Das, was Urteil und Recht mit sich gebracht, dem will ich in allem gebührend Folge leisten.“

Der Angeklagte wird wieder an das Halseisen angeschlossen, der Oberkörper entblößt, und schon klatschen die scharfen Ruten auf seinem Körper. Ein langer Leidensweg vom Rathaus bis zum Vititor steht dem Delinquenten nun bevor. Am Strick gebunden wird er die Lange Straße hinuntergeführt, eine riesige Volksmenge wälzt sich hinterher und spendet Beifall, wenn neue Streiche auf den blutunterlaufenen Körper niederprasseln. Kurz vor dem Vititor wird die körperliche Züchtigung so gesteigert, daß Blut am Körper herunterfließt. Der Delinquent wird wieder angekleidet, und der Knecht des Scharfrichters führt ihn am Strick an die Grenze des Amtes Bilderlahe. In der Bilderlaher Masch, wo ein Steg über die Nette liegt, überschreitet der Nachrichten den Bach, gefolgt von seinem Knecht mit dem Sträfling. Dort bekommt der Verdammte einen halben Taler als Notgroschen in die Hand gedrückt, und eindringlich schärft ihm der Henker nochmal ein, daß er das Stift Hildesheim schleunigst wieder zu verlassen habe.

Die Stricke werden gelöst. Schnell verschwindet der Sträfling hinter den Weidenbüschen im Nettetal. Auf sein Leben senkt sich die schwarze Zukunft, aus der es kein Zurück mehr gibt.

Quelle: Arch. Wolf. L alt Seesen, Gr. 41 Nr. 6.

AUS DER *H*EIMATPFLEGE

Wichtige Mitteilung

In der Jahreshauptversammlung am 25. Januar 1974 haben sich unsere Mitglieder in Anbetracht der erhöhten Kosten auf allen Sektoren des Vereinslebens entschlossen, den Mitgliedsbeitrag auf monatlich 2,— DM, im Jahre 24,— DM festzusetzen. In diesem Zusammenhang erwähnen wir noch einmal unsere Konten: Norddeutsche Landesbank 2017762 oder Postscheck-Konto Hannover 440 65-308.

Rechtsanwalt Heinz Mollenhauer Ehrenmitglied

Neben dieser geschäftlichen Mitteilung, die mancher vielleicht mit gemischten Gefühlen lesen wird, können wir allen Heimatfreunden aber noch eine erfreuliche Nachricht geben: Unser langjähriges Vorstandsmitglied

Heinz Mollenhauer

wurde anläßlich seines 80. Geburtstages in dankbarer Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste um unsere Heimat, die wir auf S. 105 f. des 59. Jahrgangs unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ erneut gewürdigt haben, zu unserem

Ehrenmitglied

ernannt. Möge er diese Ehre noch manches Jahr genießen können!

Wandern im Elm

von Eckehard Hillmar

Der Elm, dieser romantische Höhenzug vor den Toren Braunschweigs, Ausflugsziel vieler Menschen aus dem Großraum Braunschweig—Wolfsburg—Salzgitter, ist Landschaftsschutzgebiet. Wie vereinbart sich aber der Gedanke des Landschaftsschutzes mit der Tatsache, daß der Elm als Wochenend- und Kurzerholungsgebiet ausgeschrieben ist?

Hier stehen zwei wesentliche Fakten unserer sich langsam wandelnden Gesellschaftspolitik im Widerstreit. Naturschutz, Landschaftsschutz, Umweltschutz und Ökologie sind Worte, deren Bedeutung und Wichtigkeit sich bei vielen Mitbürgern, Behörden und Unternehmern noch nicht herumgesprochen hat. Wir wollen die vier Worte kurz als Natur benennen. Der Mensch hat den Gesamthaushalt der Natur in seiner Kurzsichtigkeit derart geschädigt, daß von diesem Gesamthaushalt heute nur noch Bruchstücke zu erkennen sind. Diese Scherben der Natur sind aber kaum noch in der Lage, die Anforderungen, die durch unser industrielles Gesellschaftssystem an sie gestellt werden, zu bewältigen. Soll es nicht zu einem Chaos kommen, so muß der Mensch erkennen, daß er ein Wesen der Natur ist, von der Natur lebt und die Grenzen seines Handelns nach den Grenzen der Natur ausrichten muß.

Wenn der Mensch aber ein Stück Natur ist, so braucht er die Natur. Er braucht sie sogar sehr dringend, denn die Zivilisationskrankheiten und Streßerscheinungen sind Auswirkungen einer unnatürlichen Lebensform des Menschen. Der Großstadtmensch leidet am meisten unter den unnatürlichen Lebensbedingungen. Viele von ihnen können und wollen diesen Tatbestand nicht einsehen. Sie fühlen sich wohl, wenn um sie herum Leben und Treiben (im Sinne einer Großstadt) herrscht. Selbst im Urlaub können sie nicht von ihrer gewohnten Lebensform abweichen und es kommt zu den Erscheinungen wie sie der Massentourismus darstellt. Dies ist nicht im Sinne des Natur- und Landschaftsschutzes. Wer seinen gewohnten Lebensraum (Großstadt) verläßt und seinen Fuß in die „kultivierte“ Naturlandschaft setzt, sollte sich dessen bewußt sein. Das heißt in unserem Fall des Landschaftsschutzgebietes Elm, daß sich jeder an die Richtlinien des Landschaftsschutzes hält und auch die kleinen liebgewonnenen Schwächen wie Blumenpflücken, Maistrauß abschneiden usw. aus Überzeugung zum Naturschutzgedanken läßt.

Die Frage des Landschaftsschutzes und das Problem des erholungssuchenden Menschen stehen nicht im Widerspruch, wenn unter Berücksichtigung des notwendigen Schutzes für Pflanzen und Tiere genügend Wanderwege angelegt und gekennzeichnet sind. Auch halte ich es für dringend erforderlich, daß der Gesetzestext von Natur- und Landschaftsschutzgesetzen, in verständlicher Sprache, viel mehr publik gemacht wird, etwa in Form von Empfehlungen auf der Rückseite von Wanderkarten.

Heute werden Wochenend-Ausflüge in die Naherholungsgebiete wie den Elm fast ausschließlich mit dem Auto zurückgelegt. Das bedingt, daß an geeigneten Plätzen Parkmöglichkeiten geschaffen werden müssen. In Erkerode, wo wir unsere Wanderungen beginnen wollen, könnte südlich der Straße, direkt am Waldrand, ein Parkplatz entstehen. In dem Gebiet rechts und links der Reitlingsstraße liegen die besten Wandermöglichkeiten des Elms. Gute Wege und reiz-

volle Sehenswürdigkeiten sind vorhanden, es fehlt nur eine koordinierte Gesamtkennzeichnung des Reitlingstales und seiner Höhen. Würde hier ein Parkplatz entstehen und eine Wegetafel angebracht, könnte ein Drittel aller Kraftwagen schon am Elmrund abgefangen werden. Es ließen sich mehrere miteinander kombinierte Ringwanderwege in der Länge zwischen vier und fünfzehn Kilometern kennzeichnen, ohne daß ein neuer Weg gebaut und zurecht gemacht werden muß. Der neu ausgebaute Holzweg rund um den Kuxberg, von Erkerode und Evessen gleich gut zu erreichen, bildet eine gute Ergänzung zum schon bestehenden Ringwanderwege bei Ampleben. Eine Verbindung dieser beiden Ringwanderwege ist auf dem Höhenweg zur Ampleber Kuhle und vor den hohen Fichten möglich. Eine Kennzeichnung des Waldrandes von Erkerode über Evessen, Ampleben bis Kneitlingen bietet sich schon wegen der einmaligen Aussicht, die der Wanderer hier genießt, von selbst an. Zumal in Evessen und Ampleben die Möglichkeit besteht den Weg abzukürzen oder einen der Ringwanderwege weiter zu gehen. Wer die Müllgrube in Erkerode nicht sehen will, der schließe die Augen. Wer meint sie sei hier fehl am Platz, der protestiere lautstark. Ich habe auch schon protestiert, ohne jedoch ein Echo gehört zu haben.

Von Evessen aus, Waldeingang am Wasserbehälter, führt ein sehr alter aber auch sehr enger Wanderweg (Rotkäppchenweg) am Kammergrab und an der Brunkelburg vorbei, direkt ins Reitlingstal etwa in Höhe der Teufelsküche. Der Weg sollte aber nur mit waldgerechtem Schuhwerk und guten Ortskenntnissen begangen werden. Zur Brunkelburg gelangt man am besten von Erkerode, südlich der Straße, an den Reitlingswiesen entlang, in Höhe des langen Teiches, wo der Waldrand einen Knick nach Süden macht, die Anhöhe hinauf. Von der Brunkelburg führt ein Weg zum Anschluß an den Ringwanderweg Kuxberg. Am Kammergrab und an der Brunkelburg wäre eine Tafel über geschichtliche Hinweise angebracht. Von der Brunkelburg führt kein Wanderweg direkt zur Krimmelburg. Man muß etwa 800 m sehr stark befahrene Landstraße gehen, was nicht immer ungefährlich ist. Hier bietet sich die Möglichkeit, westlich der Teiche in Nord-Südrichtung einen kleinen Pfad durch die Wiesen — nach dem Vorbild des Wiesenweges Reitlingswirtschaft, Tetzelsstraße — anzulegen. Verhandlungen mit dem Besitzer wären erforderlich. Ein weiterer Ringwanderweg von Erkerode aus wäre über die Elmwarte, den Burgstieg entlang zur Krimmelburg, dann den breiten Weg südwestlicher Richtung folgend bis zur Straße. Parallel zur Straße führt ein kleiner Waldweg in Richtung Westen bis zum Ziel. Diesen Ringwanderweg kann man erweitern bis zur Gaststätte Reitling oder über den Funkturm und Reitling. Für rüstige Wanderer wäre der Elmhöhenweg wieder zu kennzeichnen. Er führt von Erkerode über den Kuxberg, Ampleber Kohlen, Groß Rode, vorbei am Tetzelsstein, über den Herzberg, Drachenberg (Funkturm), Burgberg, Burgstieg zurück zur Elmwarte. Die Länge ist ca. 15 km. Eine weitere Verlängerung wäre vom Tetzelsstein über den Osterberg nach Langeleben, dann Richtung Lutterspring zum Hucketal und Drachenberg (ca. 18 km). Ein reizvoller Ringwanderweg, mit Wanderschuh zu begehen, wäre auch von Erkerode zur Elmwarte über den Taubenberg zum Dettumer Grund, zurück über den Erdbeerstieg, Burgstieg und Elmwarte. Von diesen Wegen ist nur der Ringwanderweg Ampleberkuhlen markiert. Wie lange noch?

Der erste Parkplatz im Elm ist im Augenblick der Parkplatz an der Reitlingsgaststätte. Über die Schönheit des Reitlingstals brauche ich wohl kaum etwas zu schreiben. Jeder war schon einmal da, egal zu welcher Jahreszeit, schön ist

es immer, und Betrieb ist immer. Nun sollte man annehmen, Voraussetzungen zum Wandern wären hier, am Ziel so mancher Reise, gegeben. Doch das ist nicht der Fall. Wer aus dem Wagen oder Bus steigt und nach einer Wegtafel sucht, der sucht vergeblich. Wer nach dem ersten Wegweiser (Markierung) sucht, der sucht lange. Östlich des Parkplatzes geht links ein Weg nach Königslutter. Er führt westlich am Drachenberg vorbei und stößt am Steinkuhlenberg auf die Ringwanderwege von Königslutter. Der zweite Weg führt über den Funkturm zum Lutterspring. Der dritte und letzte Weg führt zum Tetzstein. Er ist gut gekennzeichnet. Ein Weg nach Langeleben bestand immer, müßte aber neu ausgezeichnet werden. Ein Schild nach Groß Rode steht sicher noch aus der Zeit, als Groß Rode noch Schankrecht besessen hat. Ein Weg, zum Wandern geeignet, führt auch heute noch nach Groß Rode, nur ein Schild genügt nicht, es müssen schon vier bis fünf sein. Viele Möglichkeiten zum Wandern habe ich von Erkerode aus schon angesprochen. Wichtig wäre noch eine Verbindung vom Ringwanderweg Ampleber Kühlen, am Fuße des Mönchespring vorbei zum Reitling. Vom Reitling führt ein Weg genau in die Krugwiese und weiter nach Bornum. Aus westlicher Richtung stoßen der Burgstieg und der Dettumer Grund auf diesen Weg. Sie würden sich zum Ringwanderweg eignen. Mitten in der Talsenke hing vor einigen Jahren ein Hinweisschild mit fünf Namen: Dettumer Grund, Destedt, Abbenrode, Bornum und Königslutter. Heute noch findet man in einem Baum eingeschnitzt (eine frevelhafte Tat) die Namen Destedt und Königslutter. Wer die alte Wanderkarte von Max Holtze aus Schöningen hat, findet herrliche, auch als Ringwanderwege geeignete Wege.

Von Destedt im Destedter Tal entlang, zurück über den nach einem Forstmeister benannten Weg. In Abbenrode ist auch ein Weg in gutem Zustand, der sich in Verbindung mit dem Destedter Tal oder dem Hohtal, Dianaruh und dem Waldrand zu einem Ringsystem verbinden läßt. Parkmöglichkeit und Ausgangspunkt ist die Gaststätte Dianaruh. Östlich der Krugwiese sind Anschlüsse zum Drachenberg und zum Kuhspringtal möglich.

Über die Wandermöglichkeit im Raume Königslutter hat Heinz Röhr im Heimatboten des Landkreises Braunschweig geschrieben. Die Ringwanderwege sind vorbildlich gekennzeichnet und gut ausgewählt. Sie umfassen das gesamte Gebiet zwischen Kuhspringtal—Funkturm und Autostraße Tetzstein—Lutterspring. Parkplätze sind am Lutterspring und im Hucketal an der Straße. Zu begrüßen ist auch, daß an den Parkplätzen Übersichtstafeln angebracht sind, die es dem Wanderer ermöglichen, sich den geeigneten Weg auszuwählen. Nicht erwähnt wurden in diesem Artikel zwei Wanderwege zum Reitling und die beiden Wege vom Lutterspring in südlicher Richtung nach Langeleben und weiter über den Osterberg zum Tetzstein. Wobei gerade der wunderbare, auch gut gekennzeichnete Waldweg auf der östlichen Höhe des Luttertals nach Langeleben zu empfehlen ist. Auf diesem Weg ist der Kontakt mit dem Wald noch voll und ganz gegeben. Er beweist auch, daß wandern heute nicht unbedingt auf breiten, ausgebauten Wegen geschehen muß, sondern daß die uralten Wanderwege in ihrer natürlichen Linienführung ihren Reiz auf den Wanderer nicht verloren haben. Es ist gut, wenn die wegen der Motorisierung der Holzabfuhrfahrzeuge befestigten Wege zum Wandern freigegeben werden. Es darf aber nicht dazu kommen, daß die eigentlichen Wanderwege, oft noch aus der Germanenzeit stammende Trampelpfade, vernachlässigt werden und in Vergessenheit geraten.

Von Langeleben aus gehen gezeichnete Wanderwege in alle Richtungen, nur nicht nach Osten in Richtung Heinrichsruh. Diese Waldwirtschaft kann man auf Wanderwegen kaum erreichen. Ich habe einen Weg ausgearbeitet, der von Heinrichsruh durch den Alten Hain, den Elmsgrund, Schunterquelle, das Albrechtsholz, über den Bierweg nach Warberg führt. Ab Warberg besteht ein sehr guter Waldwanderweg nach Schöningen. Ein idealer Weg Königsutter—Schöningen.

Gezeichnete Wege gehen vom Tetzstein nach Langeleben — Königsutter, Funkturm — Königsutter, zum Reitling und zum Watzumer Häuschen. Alles sehr schöne Wanderwege, die nur zu empfehlen sind. Eine Übersichtstafel würde das Auffinden dieser Wege sowohl am Tetzstein als auch in Langeleben sehr erleichtern. Vom Tetzstein bietet sich der Anschluß an den Ringwanderweg Ampleber Kühlen und weiter nach Evessen und Erkerode an. Die Möglichkeit vom Tetzstein nach Kneitlingen zu gelangen habe ich noch nicht untersucht, ein alter Wanderweg ist aber in allen Wanderkarten verzeichnet. Ein landschaftlich reizvoller Ringwanderweg ist vom Sambleber Friedhof aus möglich. Er würde wie folgt verlaufen: Friedhof — Quelle des Sauerbachs — Meine-Tal in nördlicher Richtung (Auswahl entweder im Tal oder auf der westlichen Anhöhe) — Tetzweg östlich — den neuen Weg im Uhrder Forst südlich auf die Küblinger Trift stoßend zurück zum Ausgangspunkt. Dieser Weg ist auch über die Küblinger Trift von Schöppenstedt zu Fuß zu erreichen. Sehr gut von Schöppenstedt aus zu erreichen ist das Watzumer Häuschen. Hier besteht ein Ringwanderweg (ca. 5 km) mit Anschluß zum Wanderweg Tetzstein. Der gekennzeichnete Wanderweg (blauer Kreis) vom Watzumer Häuschen nach Schöningen scheint von den Pfadfindern angelegt zu sein. Zumindest ist er in seiner Führung sehr abenteuerlich und für den echten Wanderer durchaus gefällig. Dies hat mich bewogen, eine Weiterführung dieses Weges, ohne Berücksichtigung des Tetzweges, bis Erkerode zu erkunden. Es ist mir gelungen, doch, so möchte ich sagen, zu mühsam und zu umständlich um daraus einen Wanderweg zu machen. An der Elmhochstraße zwischen der Kreuzung Rábke — Eitzum und der Abzweigung nach Groß Dahlum ist ein Parkplatz errichtet, dessen Sinn und Zweck ich nicht so ganz einsehen kann. Er ist von allen Seiten durch Schonungen begrenzt und Wandermöglichkeiten müssen erst gesucht werden. Ein kleiner aber sehr idyllischer Parkplatz ist am Wildschuppen. Von hier führt in nördliche Richtung der Schlangenweg über den Güldensprung nach Warberg. Zurück kommt man über den Elmgarten, dann leicht südwestlich dem Weg folgend. Vom Parkplatz in südlicher Richtung führt ein markierter Weg nach Wobeck. Ein Abzweig führt zur Elmsburg (Tafel fehlt) und weiter ins Kaltetal. Verbindet man die schon gekennzeichneten Wege etwas miteinander, so ergeben sich mehrere Ringwanderwege.

Mit Schöningen haben wir das Ende unserer Wanderungen erreicht. Am Elmhaus steht wieder eine Übersichtstafel und viele Wege sind hier auf engem Raum gekennzeichnet. Ausgehend vom Elmhaus zum Waldfrieden, von dort zur Elmsburg und über den Goldenen Hirsch zurück zum Elmhaus. Ein etwas weiterer Rundweg (markiert, aber nicht als Rundweg) Elmhaus, Elmgarten in Warberg — Güldensprung — Schlangenweg — Wildschuppen — Wobecker Weg bis zu dem Steinbruch. Genau vor dem Steinbruch führt ein Weg (nicht markiert) östlich zur Elmsburg und zurück zum Elmhaus. Weitere Variationen ließen sich schnell einrichten.

Alle genannten Wege habe ich der Übersicht wegen getrennt nach Ringwanderwegen, gekennzeichnete Wanderwege und mögliche Wanderwege in eine Karte vom Elm (Maßstab 1:25000) eingetragen.

Wenn ich mich hier so für die Kennzeichnung neuer Wanderwege eingesetzt habe, dann will ich damit nicht Tausende von Menschen in den Wald locken, sondern den Menschen, die den Elm schon seit Jahren besuchen und mehr oder weniger hilflos einen Weg auf und ab gehen und sich dann seitlich in die Büsche schlagen, die Möglichkeit geben, sich von vornherein einen Weg auszusuchen und diesen Weg, ob lang oder kurz, mit dem Bewußtsein gehen, auch wieder sicher ans Ziel zu gelangen. Den Wanderern möchte ich aber nochmals sagen: Wenn Wege gekennzeichnet sind, haltet euch an diese Wege. Nur so kann sichergestellt werden, daß der Wald als Ganzes und die Tiere im besonderen geschützt werden.

Der Plan, den Elm mit einem sinnvoll durchdachten Netz von Wanderwegen zu durchziehen, kann aber nur gelingen, wenn alle amtlichen Stellen bereit sind, daran mitzuarbeiten. Es hat keinen Sinn, wenn jede Gemeinde nach Gutdünken Wege kennzeichnet. Auch die Art der Kennzeichnung muß abgesprochen werden, damit später, wenn eine Wanderkarte vom Elm aufgelegt wird, auch auf die Kennzeichnung hingewiesen werden kann.

Eine Stärke meines Planes ist, daß nicht isolierte Ringwanderwege entstehen, sondern durch Einbeziehung schon vorhandener Wege ein Verbindungssystem und damit die Möglichkeit für ein großräumiges Wandern (10—20 km) entstehen kann.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1973

1. Öffentliche Vorträge,

Jahreshauptversammlung und Studienfahrten

Als erste größere Veranstaltung nach der Monatsversammlung am 9. Januar folgte die traditionelle winterliche Studienfahrt mit gemeinsamem Schlachtestessen am Freitag, dem 26. Januar nachmittags nach Salzgitter-Bad. Dort wurden die Teilnehmer zunächst im Ratssitzungssaal vom zuständigen Verwaltungsleiter begrüßt und mit der kommunalpolitischen Entwicklung des Ortsteils seit 1945 vertraut gemacht, bevor Amtmann Johannes Schmidt die Führung durch den ältesten Teil der Stadt mit den Stätten der spätmittelalterlichen Sole-Gewinnung übernahm. Den Abschluß des Rundganges bildete der Besuch des neuen Solbades, dessen technische Einrichtungen und Betriebsweise Frau Rose erklärte. Danach ging die Fahrt weiter nach Heiningen, wo in der Gaststätte von Held schon die Schlachteplatten für das gemeinsame Abendessen und den geselligen Ausklang der wohl gelungenen Unternehmung bereitstanden.

Die Jahreshauptversammlung fand am 29. März im Sitzungsaal des Landkreises Braunschweig am Eiermarkt in Braunschweig statt. Im geschäftlichen Teil wurde nach dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden Geffers über das Jahr 1972, dem Kassenbericht des Schatzmeisters Dr. Schultz und dem Bericht der Kassenprüfer mit anschließender Entlastung des Vorstandes von der Versammlung beschlossen, den Jahresbeitrag der Einzelmitglieder auf 18,— DM zu erhöhen, um die stark gestiegenen Kosten für Druck und Papier der Vereinszeitschrift und für das Porto zum Versand der Vereinsdrucksachen wettzumachen. Auch fand der Vorschlag des Vorstandes allgemeine Billigung, fortan solche Mitglieder aus der Kartei zu streichen, die trotz mehrmaliger

Mahnung 2 Jahre lang keinen Mitgliedsbeitrag mehr geleistet haben. Beide Entschlüsse wurden auch den nicht anwesenden Mitgliedern durch Veröffentlichung auf S. 64 des Heftes 2/1973 der „Braunschweigischen Heimat“ zur Kenntnis gebracht. Nach der Geschäftssitzung hielt unser Mitglied Dipl.-Chem. Dietmar Brandes einen eindrucksvollen Lichtbildervortrag über „Methoden, Stand und Ziele der Vegetationsuntersuchung im südlichen Niedersachsen, insbesondere im Braunschweiger Raum“.

Der ursprünglich für April vorgesehene Vortrag wurde auf den 3. Mai verschoben, um ihn mit der Feier zur Erinnerung an die Grundsteinlegung des jetzigen Braunschweiger Doms durch Herzog Heinrich den Löwen im Jahre 1173 zu verbinden. Der Bericht unseres Mitgliedes Domprediger Dr. Adolf Quast über „Die berühmten Glocken des Braunschweiger Domes“ mit Darbietung von Tonbandaufnahmen des Klanges jeder einzelnen Glocke des elfstimmigen ehrwürdigen Geläutes hatte eine außerordentlich große Anzahl von Vereinsmitgliedern und Gästen in das Innere des Doms gelockt, so daß die Sitzplätze in den 5 Schiffen des mächtigen Raumes längst nicht reichten und viele der andächtig lauschenden Besucher stehen mußten. Als die Zuhörer nach beendigem Vortrag das Dominnere verlassen hatten, um draußen auf dem Burgplatz noch einmal das volle Geläut, nun original vom Turm her, eine Viertelstunde lang auf sich wirken zu lassen, hatten sich mittlerweile dort auch noch viele Straßenpassanten eingefunden. Das große Gedränge auf dem Platz bewies uns, wie stark das Interesse der Braunschweiger Bevölkerung an einem Kulturdenkmal besonderer Art ist, das zu den bedeutendsten seiner Gattung in Deutschland gehört und wie durch ein Wunder den letzten Krieg unversehrt überdauert hat.

Die Studienfahrten des Sommerhalbjahres mußten zum ersten Male seit Jahrzehnten auf ausschließlich halbtägige Unternehmungen beschränkt bleiben, weil es nicht mehr gelingen wollte, in den Zielgebieten Gaststätten zu finden, die bereit und imstande gewesen wären, zusätzlich zu ihren sonstigen Gästen noch rund 100 oder gar mehr Heimatfreunde aus Braunschweig mittags zu beköstigen. So konnte der Radius der Entfernungen von Braunschweig aus nicht mehr so weit ausgedehnt werden, wie es in den vergangenen Jahren bei jeweils 2 Ganztagsfahrten in den Norden, Westen oder Süden möglich gewesen war. Die 1. Studienfahrt ging am 19. Mai nach Nordosten in den Lappwald und Hasenwinkel. Besichtigt wurde zunächst unter Führung von Dr. H. A. Schultz das ehemalige Zisterzienserkloster Mariental mit seiner romanischen Kirche und den mittelalterlichen Teilen der Konventsgebäude, die leider mangels einer sinnvollen neuen Zweckbestimmung einen recht vernachlässigten Eindruck machten und ernsthafte Sorgen um die Erhaltung dieser wertvollen Baudenkmale laut werden ließen. Von dort ging es weiter im Bus nach Rottorf am Klei im Kr. Gifhorn zum Besuch des stillgelegten Tagebaues einer Eisenerzgrube, die bei allen Geologen als Fundplatz seltener Mineralien und Versteinerungen in großem Ansehen steht. Hier hatte nach einem einführenden Bericht von Friedrich Wilhelm Wiedenbein über die erdgeschichtliche Struktur des Geländes und die wichtigsten Einschlüsse der zutage liegenden Schichten jeder Teilnehmer Gelegenheit und Muße, selbst auf der Grubensohle und an den Hängen mehr oder weniger ansehnliche Fundstücke für eine eigene geologische Sammlung zusammenzutragen. Dann fuhr man zur Kaffeetafel in den maiengrünen Elm, um auf dem „Tetzeltstein“ in geselliger Runde die mannigfaltigen Eindrücke des von gutem Wetter begünstigten Frühlingstages ausklingen zu lassen.

Auf der 2. Studienfahrt am 23. Juni wurden Ziele im Ostteil des Kr. Goslar angesteuert. Oberhalb von Liebenburg zeigte Dr. H. A. Schultz die Überreste der mittelalterlichen Bischofsburg und das Bergschloß des Fürstbischofs Clemens August von 1750/60 mit der zugehörigen Barockkirche, deren Deckengemälde aus der gleichen Zeit von J. G. Winck als Seltenheit unter den Kunstdenkmälen Ostfalens besondere Aufmerksamkeit erregte. Das nächste Ziel war Weddingen, wo Dr. Schultz vor dem stattlichen Fachwerkbau aus dem 16. Jahrhundert auf dem Komturhof des Deutschritterordens über die Geschichte ihrer dortigen Niederlassung sprach. Unter seiner Führung wurde schließlich in Schladen die Stätte der auf dem Domänenhof gelegenen bischöflichen Burg des Mittelalters und des nachmaligen Schlosses des Herzogs Julius von Braunschweig besucht und in der ehemaligen Wassermühle der Domäne die neu eingerichtete heimatkundliche Sammlung der Gemeinde Schladen besichtigt.

Die 3. Studienfahrt am 18. August galt der Unterrichtung über Geschichte, Bauten und Volkstum des Harzdorfes *Wolfs h a g e n*. Bevor man dort eintraf, wies Dr. *Flechsig* während der Fahrt durch das Innerstetal im Bus auf die wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung der an der Straße gelegenen ehemaligen Eisenhütte und Pulverfabrik *Kunigunde* hin und berichtete über die Untersuchungsergebnisse der frühmittelalterlichen *Hindenburg* auf dem Kantstein hoch oberhalb der Straße bei *Langelsheim*. Bei der Ankunft in *Wolfs h a g e n* begrüßte Ortsheimatpfleger *Noffke* im Auftrag der Gemeinde- und Kurverwaltung die mit dem Bus und zahlreichen Privatwagen gekommenen Heimatfreunde und führte sie auf reizvollen Wiesen- und Waldwegen zu den von Gras und Bäumen überwachsenen Überresten der Burg Hagen über dem Innerstetal. Als man von der durch schönes Wetter begünstigten Wanderung in den Ort zurückgekehrt war, sprach Herr *Noffke* in der schlichten, um 1730 errichteten und nach 1850 umgestalteten Kirche über deren Werdegang und die Geschichte des Waldarbeiter- und Köhlerdorfes *W.* Nach der Kaffeetafel in der Gaststätte „*Tannengrund*“ ergänzte er diese Ausführungen durch einen Lichtbildervortrag über „*Wolfs h a g e n* in Geschichte und Zukunft“, der vorzügliche Farbdias von alten Fachwerkhäusern und schmucken Neubauten, Volksbräuchen und Volksfesten sowie von Wanderzielen in der Umgebung des Ortes bot. Das war recht dazu angetan, unter den Zuschauern die Lust zu einem längeren Urlaubsaufenthalt in dem anmutigen und ruhevollen Harzdorf zu wecken.

Anlaß zur 4. Studienfahrt am 15. September in den Amtsbezirk *Vorsfelde* war die Tausendjahrfeier von *Bahrdorf*, wo Dr. *Schultz* die von der welfischen *Wassersburg* erhaltenen Gebäudeteile und die romanische Kirche *St. Stephani* mit ihrer Barockkanzel zeigte. Bevor man aber dorthin gelangte, war man in *Velpke* den Spuren der vielhundertjährigen Steinmetztradition in der Ausbeutung der beim Dorfe anstehenden Sandsteinlager nachgegangen. Nachdem Steinmetzmeister *Körner* in seinem Steinbruch über Gewinnung und Bearbeitung des Steinmaterials in Vergangenheit und Gegenwart gesprochen hatte, führte Schriftleiter *Daenicke* durch die in ein Landschaftsschutzgebiet umgewandelte „*Velpker Schweiz*“, die mit ihrem in ein ehemaliges Steinbruchsgelände eingetieften natürlichen See zu einer reizvollen und vielbesuchten Erholungslandschaft geworden ist. Das dritte Ziel der Fahrt war *Gr. Twülpstedt*. Dort zeigte Dr. *Schultz* die gotische Kirche und erörterte die verschiedenen wissenschaftlichen Thesen über Alter und Herkunft der an der Außenwand der Kirche angebrachten Steinplatte mit ihrer eingemeißelten rätselhaften Scheibenkreuzdarstellung. Hieran schloß sich die Fahrt zum „*Quellenhof*“ bei *Helmstedt*, wo man bei Kaffee und Kuchen oder Abendbrot noch eine Weile gesellig beisammen blieb, bis die Rückfahrt nach *Braunschweig* angetreten wurde.

Die 5. Studienfahrt am 7. November ging in den Westteil des Landkreises *Braunschweig*, zuerst nach *Vechelde*. Nach der Begrüßung der Teilnehmer durch den Vorsitzenden *Geffers* in seiner Eigenschaft als Oberkreisdirektor in der Aula des dortigen Schulzentrums gaben zunächst Schülerinnen und Schüler der Realschule eine sehr beifällig aufgenommene Probe ihres musikalischen, mimischen und bildnerischen Könnens durch die Aufführung des „*Struwelpeter*“ von *Hoffmann* mit der Musik von *Cäsar Bresgen*. Daran schloß sich ein Rundgang durch die Gebäudetrakte des vorbildlichen neuen Schulzentrums unter Führung von Rektor *Himstedt* an, wobei die großzügige Bauweise und Ausstattung insbesondere der technischen Unterrichtsräume (*Sprachlabor*, *Werkraum*, *Schreibmaschinenzimmer*, *Küche*), der naturwissenschaftlichen Sammlungen (*Biologie*-, *Physik*- und *Chemieräume*) und der Sportanlagen (*Turnhalle* und *Schwimmhalle*) einen überzeugenden Begriff von den bedeutenden kulturellen Leistungen des Landkreises *Braunschweig* vermittelten. Von *Vechelde* ging die Fahrt weiter zu den Stätten der ehemaligen welfischen Lustschlösser des 18. Jahrhunderts in *Fürstenuau* und *Sophiental*. Das sinkende Tageslicht erlaubte es Dr. *Schultz* allerdings nur in *Fürstenuau*, auf dem Gelände des verschwundenen Schlosses selbst mit den Resten des Einfassunggrabens die ursprüngliche Anlage und die Schicksale des Fürstensitzes zu schildern, bevor Dr. *Flechsig* die Bedeutung des ursprünglich an dieser Stelle haftenden frühmittelalterlichen Ortsnamens *Hasleri* und des Ortsnamens *Vechelde* erklärte. In *Sophiental* konnte dagegen Dr. *Schultz* wegen der hereingebrochenen Dunkelheit nur noch im haltenden Bus seine geschichtlich-topographischen Erläuterungen zur Bedeutung und Lage des dortigen Lustschlosses der Herzogin *Elisabeth Sophie Marie* geben. Dann fuhr man zurück über *Vechelde* nach *Süden* bis *Vallstedt*, wo in der Gaststätte

„Zum Holzwurm“ sich die Teilnehmer zum letzten Male für dieses Jahr zu einem geselligen Beisammensein und Gedankenaustausch bei Speise und Trank vereinigten.

Die Veranstaltungen des Winterhalbjahres 1973/74 wurden am 6. Dezember im Sitzungssaal des Landkreises Braunschweig begonnen mit einem Lichtbildervortrag von Dr. H. A. Schultz über „Ergebnisse der Burgenforschung im Braunschweiger Lande nach dem Stande von 1973“. Es ging in diesem zusammenfassenden Bericht darum, aus den vielen Einzelerkenntnissen der großen und kleineren Grabungen der letzten 20 Jahre, die insbesondere der Vortragende selbst auf dem Gelände mittelalterlicher Wehranlagen des nördlichen Harzvorlandes durchgeführt hatte, ein zwar noch nicht lückenloses, aber doch schon übersichtliches Gesamtbild der Entwicklung der heimischen Burgentypen nach ihren Grundrissen und nach den sie datierenden Keramikfunden zu entwerfen, ein Bild, das durch entsprechende neue Forschungen in der DDR teils bestätigt, teils ergänzt wird.

2. Monatsversammlungen

Monatliche Zusammenkünfte der Mitglieder zu Kurzreferaten und Aussprachen konnten wieder wie im Vorjahre dank dem Entgegenkommen des Dompredigers Dr. Quast und des Domküstlers Reuter im Gemeinschaftsraum der Domgemeinde am Wilhelmsplatz in Braunschweig durchgeführt werden, und zwar dienstags jeweils um 18.00 Uhr am 9. Januar, 13. Februar, 10. April, 8. Mai, 12. Juni, 11. September, 9. Oktober und 13. November. Es sprachen Dr. W. Flechsig über „Osterbräuche in Ostfalen“ und „Die ostfälischen Pfingstänger und ihre pfingstlichen Lustbarkeiten“, Lehrer H. Lippelt über „Die Veränderungen braunschweigischer Feldmarken durch die General-Landesvermessung des 18. Jahrhunderts, aufgezeigt am Beispiel von Groß Gleidingen“, H. Mollenhauer über „Alte und neue Sehenswürdigkeiten in südniedersächsischen Kleinstädten“, Dr. H. A. Schultz über „Mittelalterliche Besitzungen der Johanniter in der Stadt Braunschweig“ und über „Tausend Jahre Bahrdorf“ sowie Dr. R. Weisflog über „Natur- und volkskundliche Beobachtungen auf Wanderungen kreuz und quer durch Lappland“ und „Finnlands Geschichte, Volkstum, Landschaft und Wirtschaft“, beide Themen veranschaulicht durch vorzügliche, selbstgedrehte und mit Folklore-Musik unterlegte Farbschmalfilme von Land und Leuten.

3. Vorstandssitzungen

Der Vorstand, aus dem Diplomlandwirt A. W. Müller wegen Überlastung im Laufe des Jahres auf eigenen Wunsch ausgeschieden war, traf sich zu einer Reihe von Sitzungen in den Monaten Februar, August, Oktober und November in der Geschäftsstelle im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum, um über die Finanzlage des Vereins, Umfrage und Inhalt der Vereinszeitschrift „Braunschweigische Heimat“ und die Vorbereitung von Vortragsveranstaltungen und Studienfahrten zu beraten. Neben solchen organisatorisch-technischen Fragen wurden auch, wie in den Vorjahren, mancherlei aktuelle Fragen der praktischen Kulturdenkmalpflege, des Landschafts- und Umweltschutzes erörtert und entsprechende Anregungen und Wünsche an den Niedersächsischen Heimatbund als Dachorganisation der Heimatvereine im Lande Niedersachsen sowie an staatliche und kommunale Dienststellen gerichtet. Da die Mühlen der Verwaltung erfahrungsgemäß langsam mahlen, konnte ein Erfolg solcher Anregungen zwar nur in den seltensten Fällen schon im Berichtsjahr festgestellt werden, doch werden wir auch im neuen Jahre nicht müde werden, beharrlich und entschieden für das einzutreten, was wir auf den Gebieten der Kultur- und Landschaftspflege als lebenswichtig für das Wohl der Bevölkerung erkannt haben.

Fl.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

60. Jahrgang

September 1974

Heft 2

Verborgene historische Stätten

Die Kukeriulenburg bei Gielde

von H. A. S c h u l t z

Durch das Gielder Gebiet verläuft seit frühester Zeit die sogenannte Bistumsstraße, die die Bischofssitze Minden, Hildesheim und Halberstadt verband. Bei Lichtenberg bog sie vom frühgeschichtlichen Helweg nach Südosten ab und zog am Hange der Berge bis Calbrecht, dann in geradem Laufe über Beinum, Gielde nach Schladen. Gerade bei Gielde läßt sie sich noch gut verfolgen, u. a. auch in einem Feldwege, der von Gielde aus auf die Nordseite von Schladen zustößt.

Die Kukeriulenburg liegt wie viele ähnliche Burgen nördlich der Straße, etwa 1 km von Gielde entfernt, heute verborgen auf einem wenig hohen Bergkamm des nördlichen Harzvorlandes, eigentlich auf einer südlichen Fortsetzung des Oderwaldes. Die günstige Stelle ist zweifelsfrei bewußt gewählt worden, etwa 155 m über NN und damit 95 m über der Niederung der Warne.

Der Name der Burg gibt Rätsel auf. „Kukeriulenburg“ ist im Volksmunde nicht geläufig. Vornehmlich ist er durch Hermann Blume (geb. in Gielde, gest. in Hildesheim) erst bekannt geworden. Wie erklärt er sich? O. Hahne sah in „Kuker“ = Spitze, in dem Ulenberg die Anlehnung an den Flurnamen „Olberg“. So schön die Deutung sich anhört, so sehr wird sie — bei Anerkennung aller Verdienste



Blick auf den nordwestlichen Toreingang

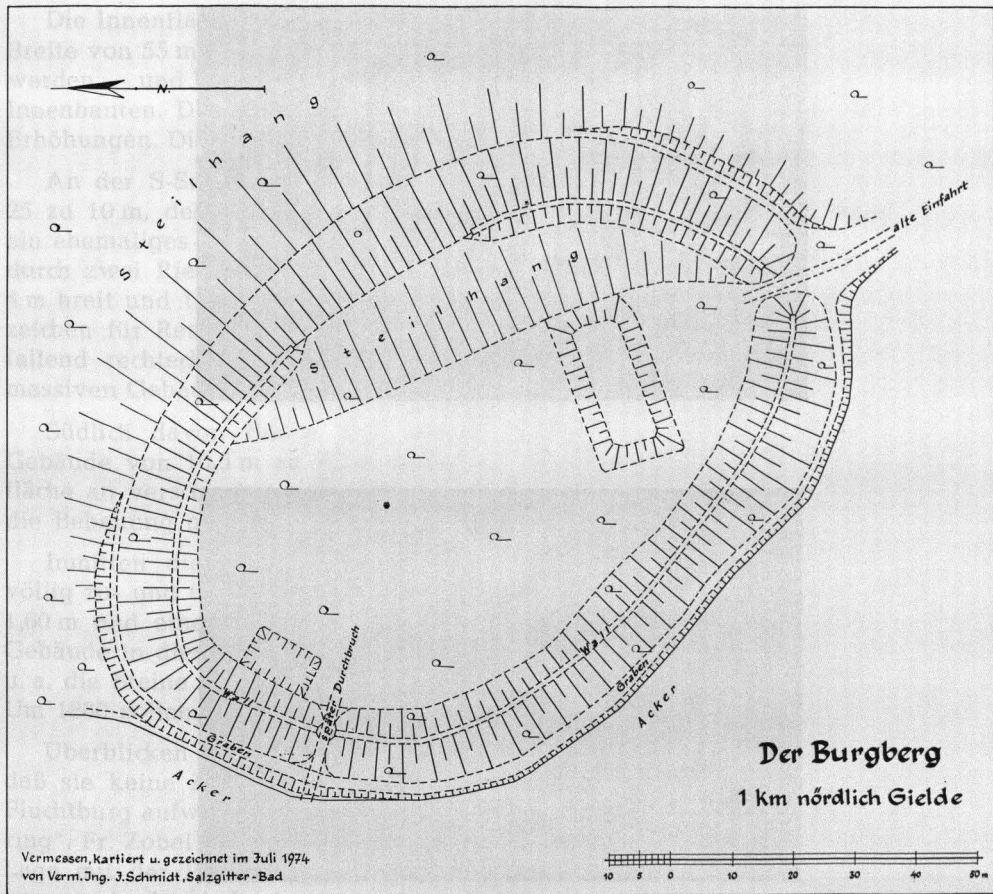
unseres verehrten Professor Hahne — jedoch angezweifelt. Häufig trägt diese Anlage die allgemeine Bezeichnung „Burgberg“, wie z. B. auf dem Meßtischblatt 2160/3928, S : 21,7 — O : 3,2 cm. Auch „Sachsenring“ wird im Schrifttum überliefert, obgleich ein besonderer Bezug auf die Sachsen nicht besteht.



Lage der Kukiulenburg nördlich von Gielde (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt)

Interessant ist, daß diese Burg im Gedächtnis alter Einwohner nicht mehr als Burg geläufig ist. Stattdessen bezeichnen sie oft die Stelle mit „Vakring“ (= Viehring) und erklären, daß früher, wenn die Herden draußen blieben, das Vieh in Vavrings getrieben wurde, um es gegen Wetter zu schützen und gegen Diebstahl abzusichern. Dabei kommen bei ihnen Erinnerungen an weitere Viehzufuchtsstätten anderer Dörfer auf. Aus den vorliegenden gedruckten Forst-Reglements — etwa 1830 — wurden spezielle Anordnungen über den Betrieb z. B. der Schweineringe im Walde getroffen, so u. a. im Schöninger Gebiet des Elmes und über Harbke.

So gut diese mündliche Überlieferung bei der Bevölkerung über die Deutung der Ringwall-Anlage klingt, so führt sie doch nicht auf die wirkliche Bedeutung und damit Entstehungsgeschichte der Burg hin. Betrachten wir daher nun den Aufbau und den inneren Ausbau der Anlage selbst.



Grundplan der Burg

Versteckt in einem zwischen Acker und dem Gut Altenrode liegenden Waldstück liegt auf 155 m Höhe, der Ringwall mit gut erhaltenem Außengraben und Außenwall. Er weist nur zwei Unterbrechungen für Tore aus: das eine im NW, das vermutlich trotz einer lichten Weite von 3 m nicht das Haupttor war und ein zweites im S, das ebenfalls 3 m lichte Weite und daneben zwei sehr massive Torwangen (Fundamente unter Waldhumus erhalten) hat, deren Mauerstärke 1 m beträgt. Den örtlichen Gegebenheiten entsprechend scheint das letztere wohl das Haupttor gewesen zu sein. Der Wall ist in seinem Verlauf ganz dem natürlichen Zustand des Ortes angepaßt und infolge seines im Innern aufgebauten Steinkernes gut auszumachen. Die Wallkrone zeigt noch eine Breite von 2 m an verschiedenen Stellen und eine Fußbreite von 8 m. Eine natürliche Unterbrechung weist er an der NO-Seite auf. Hier schließt sich an ihn ein Steilhang an, der den Schutz übernimmt und den Außengraben überflüssig erscheinen läßt.



Blick auf die Innenfläche, in den Außengraben und auf die rechteckige Erhebung in der Burg

Die Innenfläche ist etwa eiförmig und weist eine Länge von 105,5 m und eine Breite von 55 m auf. In ihr finden sich viele Dellen — Mardellen, wie sie genannt werden — und Erhöhungen. Zweifelsfrei sind sie letzte Anzeichen der ehemaligen Innenbauten. Die noch im Erdboden als Ruinen stehenden Mauern ergeben die Erhöhungen. Die Vertiefungen zeigen eingestürzte Gebäude bzw. Keller an.

An der S-Seite liegt ein auffallend regelmäßiger rechteckiger Aufwurf von 25 zu 10 m, der Ost-West orientiert ist. In ihm stecken ebenfalls Mauern, die ein ehemaliges Gebäude von 21 : 7 m umschließen. Der Mittelteil ist noch einmal durch zwei Riegel getrennt und in der O-Seite fällt ein „Loch“ auf, das etwa 4 m breit und 1,50 m tief ist. F. Zobel sah in dieser Senkung der Oberfläche Anzeichen für Reste eines Wartturmes. Der gesamten Form nach scheint die auffallend rechteckige Aufwurfstelle vielmehr das Fundament eines ehemaligen massiven Gebäudes, vielleicht einer Kirche, gewesen zu sein.

Südlich davon finden sich weitere parallel verlaufende Mauern, die ein Gebäude von 10,5 m zu 7,2 m andeuten. Weitere Mauern liegen in der Innenfläche an verschiedenen Stellen. Erst eine Grabung könnte hier Aufschluß über die Bebauung geben.

Inmitten dieser Innenbauten liegt nördlich von dem Aufwurf-Fundament völlig zu- und überschüttet ein gemauerter Brunnen mit einer lichten Weite von 1,60 m und einer Mauerstärke von 0,4 m. Der Volksmund überliefert, daß die Gebäude in dieser Anlage noch lange als Ruinen gestanden haben und daß man u. a. die Steine für die Umfassungsmauer des Gutes Altenrode verwendet habe. Um 1880 sollen auf der Innenfläche noch verstreut Bruchsteine gelegen haben.

Überblicken wir nun die Burg in dieser topographischen Sicht, so ergibt sich, daß sie keine Ähnlichkeit mit vorgeschichtlichen Anlagen oder aber mit einer Fluchtburg aufweist. Keine Rückschlüsse gestattet auch die Bezeichnung „Sachsenring“. Fr. Zobel vergleicht diese Burg vor allem in Hinsicht auf die geographische Lage mit der Pagenburg über Könneckenrode. Wohl finden sich Übereinstimmungen in der Anlehnung an einen steilen Hang, im Befestigungsaufbau und in der Lage zu einem wüst gewordenen Dorfe: bei der Pagenburg — Könneckenrode und hier Wedelingerode.

Alle Hinweise auf eine Zuweisung sind, solange keine planmäßige Grabung erfolgt ist, mit großer Vorsicht zu beurteilen. Es liegt die Vermutung nahe, daß die Anlage in der Nähe der sehr wichtigen Bistumsstraße Sicherungsaufgaben zu erfüllen hatte und daß ein Geschlecht von Gielde dort saß. Die Herren waren Ministeriale des Hildesheimer Bischofs und mit besonderen Schutzmaßnahmen betraut. Es ist ferner überliefert, daß sie im Dorfe einen Hof als Lehen des Bischofs von Hildesheim besaßen. Nach dieser Darstellung wohnten sie also nicht selber im Dorfe sondern abseits und hatten nur Besitz in diesem. Das Wappen derer von Gielde — ein silberner Querbalken im roten Felde ist als Unterlage für das jetzt gebräuchliche Gemeindewappen benutzt worden. Man hat einen goldenen Ring auf den Balken gelegt als Hinweis auf den Ringwall, also auf die Kukerilenburg und drei Eichenblätter daran gesetzt, die einen weiteren interessanten Punkt in der Gemarkung, den Eichberg, einbeziehen.

Nachdem die Burganlage ihre Bedeutung verloren hatte, wird sie lange wüst gelegen haben. Erst zu dieser Zeit wird man begonnen haben, sie wegen ihrer geschützten Lage als Viehring zu verwenden.

Gestaltwandel des Braunschweiger Bürgerhauses vom Hochmittelalter bis um 1500

Ein Deutungsversuch von Rudolf Fricke

2. Teil

Waren die bisherigen Darlegungen ein Versuch, die Wörter „*bomen*“ und „*loue*“ zur Deutung der im 14. Jahrhundert erfolgten, gegenständlich nicht mehr „belegbaren Wandlung braunschweiger Fachwerks klärend einzusetzen, so besitzt unsere Stadt noch heute Gebäude, in deren Gerüst uns das Eindringen und Verwachsen deutlich vor Augen gestellt werden kann¹⁵⁾. Ohne Zweifel wurde der Vorgang durch die in Braunschweig vorherrschende Traufenfrontstellung der Häuser begünstigt. Die im rechten Winkel zur Straße ausgerichteten, geschoßteilenden Balkenlagen ermöglichen durch ein bloßes Verschieben über die Unterwand die organische Einheit der Vorkragungen mit dem Hausgerüst (Abb. 8), die ihm zu Giebelfronten erst mittels Stichbalken als „Schürze“ (deren Gestaltung durchaus nicht immer der inneren Raumteilung entspricht) gleichsam „vorgehängt“ werden müssen. Daß man sich auch in unseren Bereichen auf giebelseitige Stichbalkenlagen schon früh verstand, zeigt das Beispiel des Göttinger Schuhhofes, dessen Überhang „*allrumme hen*“ gebaut wurde (woraus auch der Freistand des Gebäudes hervorgeht).

Älteste städtische Giebelfronten sind mit nur einer einzigen Vorkragung versehen, auf der sich die bis zur Giebelspitze bündige Oberwand erhebt¹⁶⁾. Merkwürdigerweise befanden sich auch in der Traufenfrontstadt Braunschweig Giebelfrontbauten, deren eine, das Haus Werder 29 (Abb. 9), Karl Steinacker in den „Kunstdenkmälern“ erwähnt und es altersmäßig der „Ghellerborch“ Alte Waage 2 (1435) nahestellt. Ihr einziger Überhang auf frontaler Unterwand war bereits technisch einwandfrei dem Hauptgerüst des Hauses angefügt. Dieses bestand in den Seitenwänden aus zweigeschossigen Hochständern in Zapfenschloß-Ankerbalkenverband und ähnelte somit weitgehend dem Quedlinburger Haus. Auch das einstige Vorgebäude der Kemenate Hagenbrücke 5 dürfte so beschaffen gewesen sein! Die den frontalen Überhang des Hauses Werder 29 tragenden Balkenköpfe und Knaggen waren im Sinne der Gotik gestaltet¹⁷⁾. Der Anordnung des Ständerwerks über der schmucklosen Schwelle eigneten gewisse Unsicherheiten, die das noch Ungewöhnliche solcher Giebelwandgestaltung zu verraten scheinen. Dieses wirklich e i n z i g e Längsdielenhaus Braunschweigs¹⁸⁾ mag auf dem okerumflossenen Werder durch einen Flußschiffer oder Fischersmann errichtet worden sein.

Weitgehend von umstehenden Gebäuden verdeckt und daher früherer Forschung unbekannt geblieben, befand sich auf dem rückwärtigen Teil des Grundstücks Schützenstraße 6 ein bemerkenswertes Haus, dessen eine Giebelseite an schmalem Hof oder Durchgang der Nordseite des Kirchleins St. Bartholomaei (Reform. Kirche) gegenüber stand (Abb. 10). Dieses war der großen Marktkirche St. Martini unterstellt und ihr eignete auch der Bau, von dem hier die Rede ist. Ausmaße und Aufbau berechtigen zu der Annahme, daß er einst als Zehntscheune errichtet wurde, nachweislich wohnten dort auch Geistliche minderen Grades oder ein Organist. Letzteres ist denn vielleicht auch der Grund dafür, daß man die dem

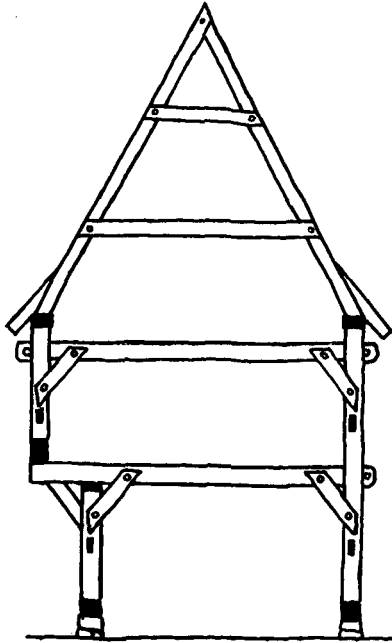


Abb. 8
Längsständer-Rückwand und Stockwerkfront

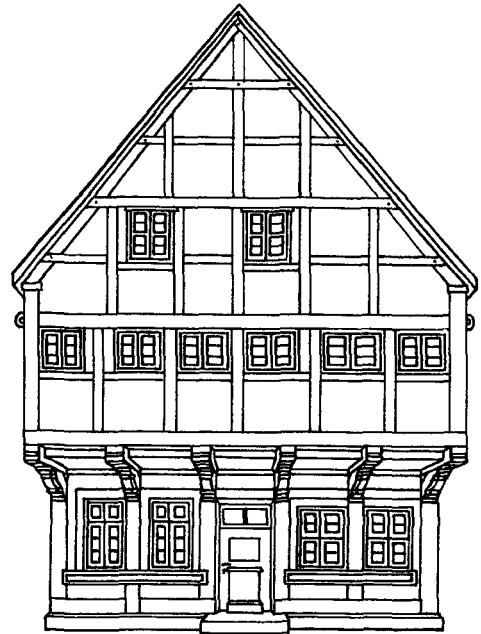


Abb. 9
Giebelfront Werder 29

Kirchlein zugewandte Giebelwand mit einem Überhang versah, um das Gebäude hier als Wohnstätte auszuweisen. Unterhalb des Überhangs aber war nicht die Spur eines Eingangs vorhanden, also war das Bauwerk kein Längsdielenhaus wie das viel kleinere Gebäude Werder 29, sondern besaß nur eine Giebelfront (Abb. 11). Deren schmückendes Beiwerk war freilich gering. Die Balkenköpfe des Überhangs wiesen die bescheidene Sonderform auf, die gegen 1500 einer geringen Anzahl von meist speicherhaften Gebäuden im Stadtbereich zuteil wurde; die stützenden Knaggen waren schlichte Kopfbänder, und einziger Schmuck der Schwelle war eine ihrer Unterkante zwischen den Auflagestellen der Balkenköpfe angeschnittene Fase (Abb. 12). Wohl folgten die auf der Schwelle fußenden Ständer des ersten Obergeschosses in architektonischer Strenge den Senkrechten des Unterbaues, aber diese an den Bürgerbauten sonst allgemein gültige Regel wird am 2. Obergeschoß nicht eingehalten: Die vermehrte Zahl der hier eingebauten Ständer führt zum Unregelmäßigen wie am Hause Werder 29. Als Zierrat des ragenden Giebeldreiecks darf die fächerhafte Anordnung des darin befindlichen Ständerwerks gelten. Während des 15. Jahrhunderts wurden mehrfach Giebel von Bürgerhäusern an deren Schauseiten derart ausgestattet¹⁹⁾. Der „Eselsrücken“-Sturz der Ladeluke dürfte spätere Zutat sein.

In technisch einwandfreier Form fügte man auch hier die „Schürze“ dem Hauptgerüst an, dessen altertümlicher Aufbau weit in verflossene Jahrhunderte zurückweist (Abb. 13). Das auf einer Grundfläche von ca. 17,5x8,10 m errichtete Haus war ein dreigeschossiger Hochständerbau. In seinen Längswänden waren 11 Ständerpaare über Erd- und 1. Obergeschoß durch Zapfenschloß-Ankerbalken

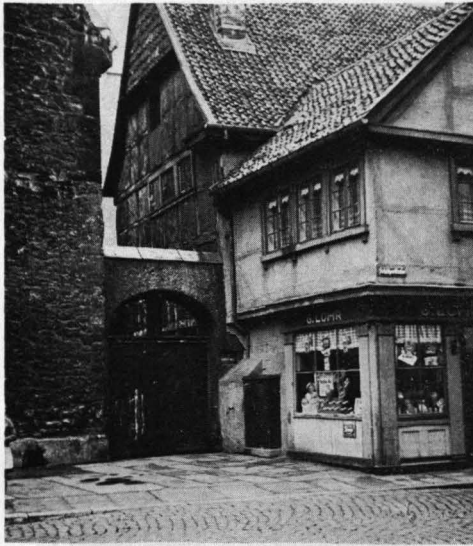


Abb. 10
Das Giebelfronthaus Schützenstraße 6
in bedrängtem Stand

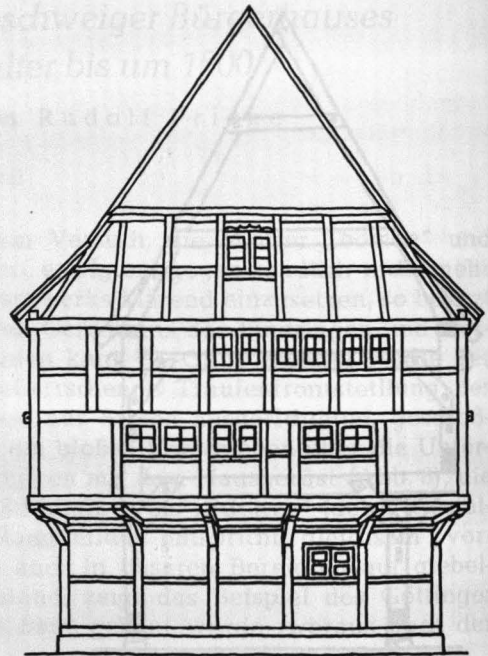


Abb. 11 Giebelfront Schützenstraße 6

miteinander verbunden, an der Dachbasis aber durch aufgezapfte Ankerbalken in Oberrähmzimmerung zusammengefaßt (Abb. 14). Diese Zimmerung besitzt gegenüber der Hochrähmzimmerung (die ja an entscheidender Stelle, dem Zapfenschloß, um $\frac{2}{3}$ ihrer Stärke geschwächt ist) den Vorteil größerer Belastbarkeit. Vielleicht schon 1416²⁰⁾ mit Sicherheit neben der Hochrähmzimmerung in Braunschweig nachweisbar, gehört sie hier zumeist Gebäuden landwirtschaftlich-speicherhaften Gepräges an und ist vermutlich auch vom Lande entlehnt. In den Dachbasen der älteren Ackerbau- und Weidewirtschaftshäuser ausschließlich vorhanden, ist die Oberrähmzimmerung in Stadtnähe noch im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts neben jüngeren Techniken angewandt worden²¹⁾. In Braunschweig selbst erlischt der Gebrauch der beiden älteren Gefügearten zugunsten der [1488 zuerst datierten²²⁾] bis in unser Jahrhundert hinein üblichen Unterähmzimmerung (Abb. 15) noch vor 1530. — Ein Fachwerkbau mit Langständerwänden ist in völligem, ja auch nur einseitigem Freistand bei Kopflastig-

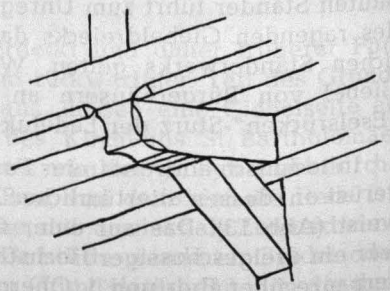


Abb. 12
Bescheidener Zierrat am Überhang der Giebelfront
Schützenstraße 6

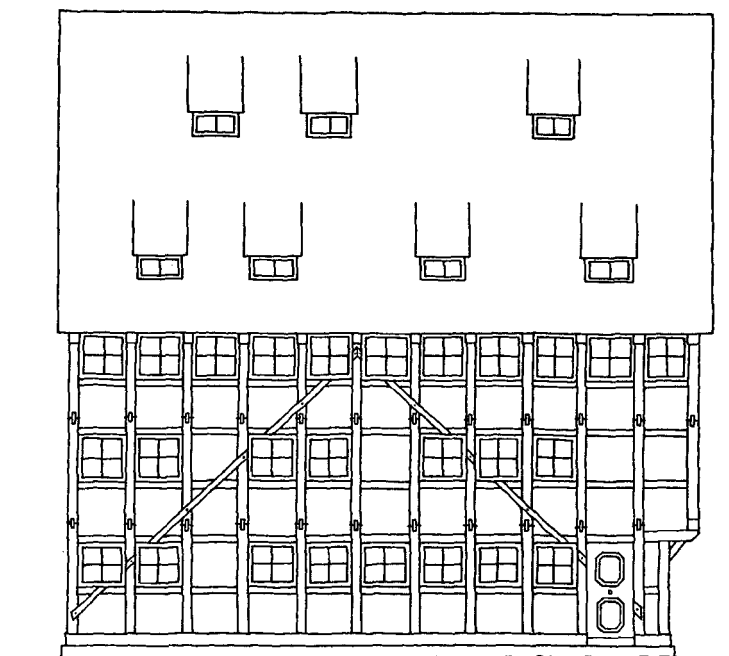


Abb. 13 Westliche Längsseite des Hauses Schützenstraße 6.

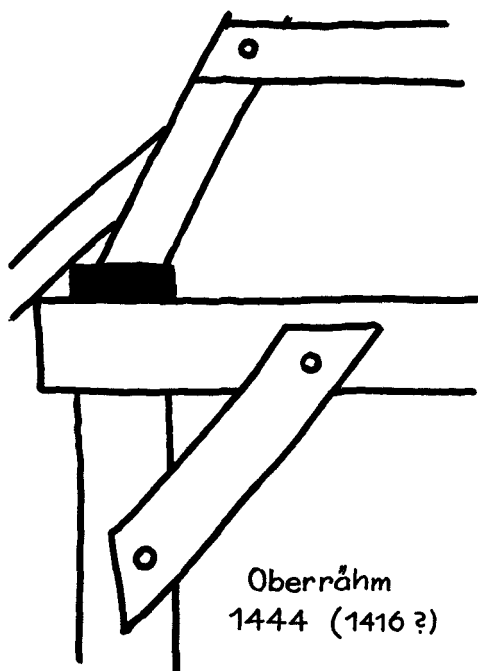


Abb. 14 Oberrähm-Zimmerung.

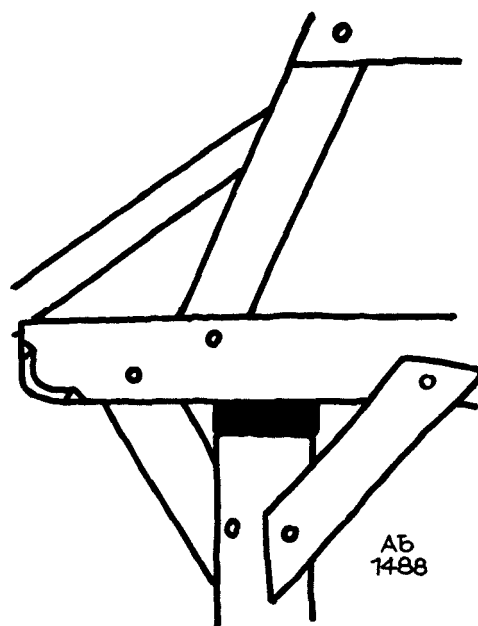


Abb. 15 Unterrähm-Zimmerung.

keit und Winddruck leicht durch seitlichen Schub gefährdet. So wie das Quedlinburger Haus dagegen durch an der Innenseite der Längswände angebrachte Kreuzstreben abgesichert wurde, geschah dasselbe am Hause Schützenstraße 6 von außen. Hier befanden sich versenkt aufgeblattete „Schwertungen“ die, gegenständig-diagonal je eine Wandhälfte überquerend, sich vom Kopf des Mittelständers bis zu den Fußenden der Außenständer erstreckten²³⁾. Leider wurde das interessante Bauwerk durch Einrichtung von Wohnungen in den ursprünglichen Speicherräumen (vermutlich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts) sehr beeinträchtigt, die über die Gefache dahinstreichenden „Schwertungen“ beim Einbau von Fenstern zerstückt. Eine nach später „Entdeckung“ des Hauses angestrebte, sorgfältige Aufmessung blieb durch kriegsbedingte Umstände in den Anfängen stecken, und zuletzt vernichtete der Kriegsbrand der Stadt das Gebäude, das man vielleicht als ihr allerletztes „*bomenes*“ Haus bezeichnen kann.

Anmerkungen und Literatur

- ¹⁵⁾ z. B. Olschlägern 14/15, Giebelseite (durch spätere Eingriffe etwas beeinträchtigt). — ¹⁶⁾ Am Beginn der Entwicklung stehen augenscheinlich Vorkragungen, die lediglich durch der Hauswand eingezapfte Balkenköpfe dieser „auf Tuchfühlung“ vorgebaut wurden. (So vordem in Walle bei Braunschweig, jetzt noch in Verden/Aller zu beobachten). — ¹⁷⁾ s. a. Braunschweigische Heimat 1952, Heft 3, S. 69—73. — ¹⁸⁾ Das um 1940 abgebrochene Giebelfronthäuschen Aegidienstraße 7, eine Hütte mit nicht mittleren Eingang, dürfte wohl kaum als Längsdielenhaus bezeichnet werden. — ¹⁹⁾ So auch, durch Ziegelbehang verdeckt, Ackerhof 2 (Nords.) 1432, Am Magnitore 1 (Westseite) gegen 1500 und Alte Knochenhauerstraße 13 (Nords.). — ²⁰⁾ Meier-Steinacker, Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig, S. 80 („2. Älteste Beispiele). — ²¹⁾ Klein Schöppenstedt Nr. 1 (neben der Kirche) von 1727. — ²²⁾ Kleine Burg 15. — ²³⁾ Auch die Hinterwand des Hofgebäudes Güldenstraße 42 war „geschwertet“ (Abb. 1). Eine Teilschwertung der NO.-Ecke des rückseitigen Obergeschosses am Hause Radeklint 11 („Weiße Taube“) sicherte den hier freistehenden Giebel.

Garten- und Waldwirtschaften des Braunschweiger Landes im 18. und 19. Jahrhundert und ihre Musikdarbietungen

von Werner Flechsig

Das atlantische Klima unserer Heimat mit seinem oft launischen Witterungswechsel auch in der sogenannten schönen Jahreszeit war und ist der Planung und Durchführung solcher privaten und öffentlichen Lustbarkeiten unter freiem Himmel nicht günstig, wie sie in den südeuropäischen Ländern und in den vom Kontinentalklima beeinflussten Teilen Mitteleuropas seit alters gang und gäbe sind, mochten es nun Gartenfeste, Freilichtaufführungen, nächtliche Serenaden oder dergleichen sein. Es ist daher kein Zufall, wenn die musikalischen Kunstformen der „Cassation“, der „Serenata“ und des „Divertimento“, die von den italienischen, österreichischen und bayrischen Komponisten des 18. Jahrhunderts eifrig gepflegt wurden, in Mittel- und Norddeutschland damals kaum eine Rolle gespielt haben.

Öffentliche Musikaufführungen im Freien konnten hierzulande mit Aussicht auf gutes Gelingen und regelmäßige Fortführung erst dann gewagt werden, als von weitblickenden Unternehmern Garten- und Waldwirtschaften eingerichtet worden waren, wo die zuhörenden Gäste ebenso wie die ausführenden Musikanten geschützt unter Bäumen sitzen und notfalls vor einem stärkeren Regenguß

in einen entsprechend geräumigen Wirtshaussaal flüchten konnten. Über Entstehung, ursprüngliche Einrichtung und Nutzung solcher Garten- und Waldwirtschaften des Braunschweiger Landes wissen wir leider bisher nur wenig, da einschlägige archivalische Quellen und alte Zeitungen meines Wissens noch nicht planmäßig daraufhin durchforscht worden sind und die Verfasser von Orts- und Landschaftsbeschreibungen bei der Erwähnung von Gaststätten gewöhnlich nur Interesse für deren derzeitigen Zustand, nicht aber für ihre Vergangenheit an den Tag legten. Dabei ist doch allein in den ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ der Biedermeierzeit eine verwirrende Fülle von Nachrichten über Tanz- und Unterhaltungsmusik in Garten- und Waldwirtschaften der Stadt Braunschweig und ihrer Umgebung zu finden. Die meisten dieser Wirtschaften haben allerdings anscheinend nur kurze Zeit bestanden, weil sie im Gegensatz zu einigen erfolgreicheren Konkurrenten die Gäste nicht auf die Dauer bei sich zu halten vermochten. Von jenen kurzlebigen Gartenwirtschaften des frühen 19. Jahrhunderts läßt sich wegen des Fehlens oder der Ungenauigkeit der Ortlichkeitsangaben nicht einmal mehr ihre Lage eindeutig bestimmen. Häufiger Wechsel unter den Eigentümern der fraglichen Grundstücke mag dazu beigetragen haben, daß die Erinnerung an den früheren Betrieb von Gartenwirtschaften auf ihnen schon erloschen war, als die ehemaligen Lust- und Nutzgärten an der Wallpromenade und vor den Toren der Stadt während der sogenannten Gründerjahre im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gerodet und mit Wohnhäusern bebaut wurden.

An solchen verschollenen Gartenwirtschaften mit Musikdarbietungen fand ich bei Stichproben in den ‚Br. Anzeigen‘ 1824 den des Konditors *P. Bantzer* „am Augustthore ohnweit des Windmühlenberges“ und den von *August Schubert* „vor dem Augustthore“, 1826 *Fritz Klaues* Garten „vor dem Fallersleberthore“, 1828 den von *G. W. Recht* „vor dem Wilhelmithore“ und von *August Bosse* „am Exercirplatz vor dem Fallersleberthore“, 1830 den von *Brauer* „vor dem Augustthore“, 1832 den von *Heinrich Huch* „an der Wallpromenade diesseits der Fallersleberthorbrücke“ und den nicht näher bezeichneten *Gerlingschen Garten*, 1834 den Garten von *Herbing* „vor dem Wilhelmithore“, 1838 die Gärten von *Wilhelm Huth* „vor dem Steinthore“ sowie von *A. Balhorn*, *H. Jungk* und *C. Kohlstock* ohne weitere Bezeichnung, 1839 die Gärten von *H. Feste* „vor dem Wilhelmithore“, *F. Cöler* „vor dem Steinthore“ und *J. H. Recht* „vor dem Augustthore“, 1846 diejenigen von *A. Bosse* „vor dem Steinthore“ und von *H. Walking*. Mehr als von diesen durchweg nur wenige Jahre nachweisbaren Gartenwirtschaften wissen wir vom ‚Medizinischen Garten‘, vom ‚Weißen Roß‘, vom ‚Holst's Garten‘, vom ‚Maschgarten‘, vom ‚Bohnstedts Garten‘ und vom ‚Wilhelmsgarten‘. Sie sollen zunächst eingehender behandelt werden, bevor wir uns den Garten- und Waldwirtschaften außerhalb des Braunschweiger Stadtgebiets zuwenden.

I. Alte Braunschweiger Gartenwirtschaften

1. Der Medizinische Garten

Der sogenannte „Medizinische Garten“ befand sich auf dem Gelände des mittelalterlichen Johannishofes am Rande der Altstadt zwischen der Straße Kattrepeln und der erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts anstelle eines alten Okerarmes entstandenen Friedrich-Wilhelm-Straße. Der Garten, der seit der Reformationszeit den Ratsapotheken der Stadt Braunschweig als Kräutergarten gedient hatte und daher seinen Namen trug, wurde 1876 beseitigt, als an

seiner Stelle das neugotische, heute noch vorhandene Gebäude der Oberpostdirektion errichtet wurde ¹⁾. Nachdem 1759 die Gebrüder Gravenhorst das ganze Grundstück des ehemaligen Johannishofes von Herzog Karl I. erworben hatten, um darauf eine chemische Fabrik zu bauen, war auch der Medizinische Garten von ihnen einer neuen Bestimmung zugeführt worden. Er sollte den Meßfremden und Einheimischen als Erholungsstätte Beköstigung und Unterhaltung bieten. C. Ph. Ribbentrop schrieb darüber 1796: „In dem sogenannten medicinischen Garten sind allerlei Erfrischungen und Wein zu haben, und Herr Edelmann, welcher darin die Wirtschaft hat, läßt solchen zur Ehre und Vergnügen der Meßfremden messentlich einigemal illuminiren ²⁾. Das gebotene Vergnügen beschränkte sich jedoch nicht auf leibliche und optische Genüsse. Seit 1773 wurden während der Sommermonate durch die Braunschweigischen Anzeigen auch musikalische Darbietungen als Lockmittel für die Gäste angekündigt, allerdings in der Regel mit dem einschränkenden Zusatz „wenn es die Witterung erlaubt“ oder „bei günstiger Witterung“ ³⁾, vermutlich deshalb, weil in der ersten Zeit noch kein genügend großer Wirtshaussaal als Zufluchtsstätte gegen Wetterunbilden zur Verfügung stand. Ein solcher Saalbau wurde anscheinend erst am Ende des 18. Jahrhunderts aufgeführt, denn von ihm ist zum ersten Male die Rede bei der Ankündigung eines Konzertes des blinden Flötenspielers Dulon am 2. August 1800 in den Br. Anzeigen mit den Worten „in dem für die Musik so überaus zweckmäßig eingerichteten Saale des Herrn Behlendorf im medizinischen Garten“ ⁴⁾. In der Folgezeit erwies sich der Saal im Medizinischen Garten wegen seiner vorzüglichen Akustik, die noch 1837 und 1838 in Konzertkritiken überschwenglich gelobt wurde ⁵⁾, bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus als der beliebteste Konzertsaal der Stadt Braunschweig. Der Garten selbst dagegen scheint schon vor 1800 an Anziehungskraft verloren zu haben. Seit 1796 erscheinen nämlich in den Br. Anzeigen keine Ankündigungen musikalischer Darbietungen im Freien mehr, wie sie von 1773 bis 1783 und 1786 bis 1791 in jedem Sommer und dann noch ein letztes Mal 1795 abgedruckt waren ⁶⁾. Wer damals die Unterhaltungsmusik machte, ist leider nur in den seltensten Fällen angegeben. Am 10. Mai 1775 heißt es einmal u. a.: „Übrigens ist dieser Garten allen Personen von Condition zur Promenade und zum Brunnentrinken offen, und werden sich des Abends bey schönem Wetter daselbst 2 Waldhornisten, deren Geschicklichkeit schon bekannt, hören lassen“ ⁷⁾. Am 9. August 1780 ist davon die Rede, daß der Garten zwar nicht erleuchtet sein wird, aber doch „sich die Berg-Hoboisten daselbst auf Verlangen hören lassen“ werden ⁸⁾. Ein Jahr später wird am 4. August bekanntgemacht, daß der Garten tags darauf „unter abwechselnder Musik der Berg-Hautboisten und der Berg-Sänger und einer Gesellschaft Prager Musikanten durch eine große Illumination erleuchtet“ sein werde ⁹⁾. Sonst wird nur von „Janitscharenmusik“, „abwechselnder Janitscharen- und Instrumentalmusik“ oder „abwechselnder Vokal-, Instrumental- und Janitscharenmusik“ gesprochen. Was mit Janitscharenmusik“ gemeint war, werde ich im Abschnitt über die Militärkonzerte erklären.

Nach langer Unterbrechung wird noch einmal am 8. August 1824 bei einer als „Vauxhall“ bezeichneten Veranstaltung im ‚Medizinischen Garten‘ „die unterhaltendste Janitscharen- und Instrumentalmusik“ in dem „aufs Brillanteste“ erleuchteten Garten angekündigt ^{9a)}. Die letzte Nachricht von „Gartenmusik“ im ‚Medizinischen Garten‘, die ich fand, stammt vom 17. August 1830. Später ist nur noch von „Vauxhall, Maskerade und Tanzmusik“ im dortigen Saale die Rede.

2. Die Gartenwirtschaft Weißes Roß

Das Weiße Roß war nach Fr. Knoll 1772 als einfaches Gasthaus an der Celler Straße erbaut worden ¹⁰⁾. 1786 hatte es aber über den Gastzimmern im Erdgeschoß einen großen Saal im Obergeschoß bekommen, der am 12. April jenes Jahres durch ein Konzert des Hof- und Stadtmusikuk Fischer festlich eingeweiht wurde ¹¹⁾. Drei Jahre später gab der nachmalige Komponist J. N. Hummel auf der Durchreise durch Braunschweig mit seinem Vater als 9jähriger Klaviervirtuose am 25. Juli 1789 in dem gleichen Saal ein Konzert „auf eine in solchem Alter noch noch nie gehörte Art“ ¹²⁾. Obwohl also durch das Vorhandensein eines geräumigen Saales hier ähnlich wie beim Medizinischen Garten günstige Voraussetzungen für den Betrieb einer Gartenwirtschaft mit Unterhaltungsmusik auch bei unsicherem Wetter bestanden, sind diese Möglichkeiten doch anscheinend erst seit dem Jahre 1828 durch den Gastwirt Chr. Gravenhorst und nach ihm durch W. Becker genutzt worden. Ihre Vorgänger im 1. Drittel des 19. Jahrhunderts, Stäbe und Brandes, hatten mehr Interesse am Pferdehandel als an dem Betrieb einer Gartenwirtschaft mit Unterhaltungen für die Gäste. Ein Zeitungsartikel in den Braunsch. Anzeigen vom 24. April 1894 berichtet davon, daß zur Zeit von Brandes das Weiße Roß während der beiden Braunschweiger Messen der Zentralpunkt des Pferde- und Viehhandels war: „Das Gasthaus war von Fremden und einheimischen Händlern angefüllt; in den an der Roßstraße gelegenen geräumigen Ställen waren die zum Verkauf gestellten Pferde untergebracht, während auf der dem Etablissement gegenüber befindlichen Weide Herden von Rindvieh und Schafen weideten. Nach Brandes Tode nahm dieser Verkehr, wie die Messe selbst, ab, dagegen entfaltete sich die Bedeutung des Etablissements, das damals nur einen Concurrenten, Holsts Garten, hatte, auf einem neuen Gebiete. Die Sonntag-Nachmittags-Concerte kamen in Aufnahme. Sie wurden vom Musikdirector Schönemann und dem Stabstrompeter Hohnstock eingeführt, zu vollem Glanze aber durch den Dirigenten des Hautboistencorps, Karl Zabel, entwickelt“.

Über die Absicht, solche regelmäßigen Gartenkonzerte einzurichten, äußerte sich Christian Gravenhorst, der als neuer Gastwirt zum ‚Weißen Roß‘ und „ehemaliger Oberkellner im blauen Engel“ am Sonntag, dem 10. August 1828 zum ersten Male den Garten „illuminiren und mit guter Musik besetzen“ ließ, mit einer langatmigen Ankündigung vom 27. Juni 1829 folgendermaßen: „Dem allgemeinen Wunsche, einige Garten-Konzerte bei den schönen Sommerabenden zu hören, engegen zu kommen, bin ich gewillet, auf künftigen Dienstag, als den 30. d. M. durch die Unterstützung des Herzogl. Militair-Musikkorps das erste dieser Konzerte zu veranstalten. Die angenehme Lage des Gartens so wie die Versicherung von meiner Seite, alles nach Möglichkeit dazu beizutragen, dem geehrten Publikum einen angenehmen Abend zu verschaffen, läßt mich auf einen zahlreichen Zuspruch hoffen, und werden die Anschlage-Zettel das Nähere anzeigen. Chr. Gravenhorst, Gastwirth zum weißen Rosse.“ ^{12a)} Der erhoffte Zuspruch des Publikums ließ offensichtlich nicht auf sich warten, denn es konnte gleich in diesem Sommerhalbjahr nicht weniger als zehnmal eine ‚große Gartenmusik‘ gegeben werden, zunächst an jedem Dienstag, dann, nach kurzer Pause während der Messezeit, „dem Wunsche mehrerer Musikliebhaber zufolge“ an Sonntag-Nachmittagen ^{12b)}. Vom 6. Dezember an bot Gravenhorst sogar während des Winterhalbjahres seinen Gästen im Saale des Weißen Rosses an den Sonn-

tagen „Harmonie-Musik, ausgeführt von den Mitgliedern des Herzogl. Garde-Musikcorps“ ^{12c}). Auch diese winterlichen Veranstaltungen erwiesen sich als so beliebt, daß Gravenhorst in den folgenden Jahren beide Arten musikalischer Unterhaltung fortsetzen konnte, ohne durch die Konkurrenz der bald nun auch in Holsts Garten und im Maschgarten eingerichteten Militärkonzerte Einbußen zu erleiden.

Die fortdauernde Anziehungskraft der Gartenmusiken im ‚Weißen Roß‘ wird deutlich in einer 1839 anonym erschienenen Beschreibung der Stadt Braunschweig. Es heißt dort von dem mit einer Mauer umschlossenen Gasthaus und seinem „hübschen“ Garten: „Sehr belohnend ist der Besuch desselben, wenn Concerte Statt finden, welches wöchentlich einmal zu geschehen pflegt“ ¹³). Noch ausführlicher äußert sich das Buch über die Stadt Braunschweig von Schröder und Aßmann aus dem Jahre 1841 über das Weiße Roß: „Die gut eingerichtete Wirthschaft und der dabei befindliche schöne Garten, in welchem im Sommer die Mitglieder des Herzoglichen Hautboistencorps Harmoniemusik vortragen, sowie mehrere dasselbst befindliche Klubs führen des Sonntags gewöhnlich einen zahlreichen Besuch dieses Wirthshauses herbei, welches während der schönen Jahreszeit auch dann in den Wochentagen der Fall ist, wenn heiteres Wetter die Aufführung der von dem gedachten Musikcorps an bestimmten Abenden hier veranstalteten großen Gartenconcerte gestattet.“ ¹⁴)“

Später fanden die Wirte vom ‚Weißen Roß‘ auch allerlei Wege, um nicht nur für Gaumen und Ohren ihrer Gäste etwas zu bieten, sondern auch für ihre Augen. Bezeichnend dafür ist ein im Braunschweigischen Landesmuseum aufbewahrtes gedrucktes Programm vom 4. August 1849. Louis Ahrens verspricht darin unter der Überschrift „Tivoli auf dem weißen Rosse“ anreißerisch ein „Großes Vauxhall & Ball Champêtre“, bestehend aus einem Gartenkonzert vom Musikcorps des Herzoglichen Leibbataillons, einer „Ausstellung im mechanischen Cabinette“ um 6 Uhr abends, einer „Vorstellung des Theatre Pittoresque“ im Saal um 7 Uhr und einer großen „orientalischen Illumination“ mit Ball um 9 Uhr. Zweifellos wollte der Wirt seinem Unternehmen durch die Verwendung der Ausdrücke „Tivoli“ und „Vauxhall“ einen weltstädtischen Anstrich geben. Denn unter „Tivoli“ verstand man um die Mitte des 19. Jahrhunderts einen „Vergnügungsort mit Gärten, in denen Lustpartien, bes. des Abends, mit Illumination, Schauspiel im Freien, Seiltanz, Rutschberg etc. gegeben wurden“; Vergnügungsstätten dieses Namens entstanden zuerst in Neapel und Paris, dann auch in Wien, Berlin, Frankfurt, Budapest, Leipzig und anderen Großstädten ¹⁵). Das englische Wort „Vauxhall“ bedeutete etwas Ähnliches, nämlich einen Vergnügungsgarten nach dem Muster eines zuerst 1760 im Dorfe Vauxhall bei London eingerichteten öffentlichen Gartens, der mit Springbrunnen, einem Theater, schönen Sälen und amutigen Wegen zum Promenieren ausgestattet war und den Gästen außer kulinarischen Genüssen auch eine Augenweide durch Illumination mit vielen bunten Lampen und durch Feuerwerk bot ¹⁶). Über Theateraufführungen im Garten des Weißen Rosses erfahren wir auch etwas aus dem schon zitierten Zeitungsartikel von 1894. Es heißt dort: „In den vierziger Jahren wurde auf dem ‚Rosse‘ auch das erste Sommertheater etabliert. Die Zuschauer saßen unter freiem Himmel, gegen Sonnenschein oder Regen nur durch die im Garten befindliche Gruppe alter Kastanienbäume geschützt. Die Neuheit, den Leistungen der Künstler bei einem Glase Bier und einer Cigarre zusehen zu können, übte damals besonderen Reiz aus und ließ die primitive Einrichtung übersehen.“

3. Holst's Garten

Nicht von Anfang an hatte sich „Holst's Garten“ dort an der Westseite der Wolfenbütteler Straße an der Abzweigung der Badetwete schräg gegenüber der Leisewitzstraße befunden, wo ihn die jetzt noch lebenden alten Braunschweiger gekannt hatten, bevor er 1944 dem Luftkrieg zum Opfer fiel. Hervorgegangen war das Unternehmen aus dem Hähnsschen Garten, der viel weiter südlich an der Westseite der Wolfenbütteler Straße in unmittelbarer Nachbarschaft des Parkes Alt-Richmond gelegen und von diesen nur durch einen schmalen Heckenweg getrennt war. Eine ziemlich eingehende Schilderung jenes ehemals Hähnsschen Gartens, der im 1. Drittel des 19. Jahrhunderts auf Johann Holst übergegangen war, bietet ein Zeitungsartikel vom 22. Juli 1885 ¹⁷⁾, dessen ungenannter Verfasser sich offensichtlich, nach den mitgeteilten Einzelheiten zu schließen, auf zuverlässige Augenzeugenberichte als Quellen stützen konnte, obwohl die geschilderten Verhältnisse mehr als 50 Jahre zurücklagen. Es heißt in dem Artikel u. a. wörtlich: „Durch den an der Wolfenbüttelerstraße liegenden Eingang zu dem Etablissement gelangte man auf einen freien Platz, an welchem zur Rechten die Wirthschaftsgebäude lagen, während sich zur Linken der von einer Lindenallee durchschnittenen Garten ausdehnte. Die Ansprüche an solche Etablissements waren damals noch nicht so hoch gespannt als in unseren Tagen. zwei budenartige Bauwerke zu beiden Seiten des Einganges der Allee, in denen die Besucher bei unsicherem Wetter Unterkommen fanden, einfache Tische und Bänke, eine sogenannte russische Schaukel zum Amusement der Kinder, Sonntag Nachmittags unter Leitung des Stabstrompeters Hohnstock vom Trompetercorps des Herzoglichen Leibbataillons ausgeführte ‚Harmoniemusik‘, dazu eine gute Tasse Kaffee oder ein Glas Königsglutterscher Duckstein an warmen Sommernachmittagen — das war die ganze Fülle der Annehmlichkeiten, in deren Genuße sich die Gäste des Etablissements damals behaglich fühlten. Eine willkommene Abwechslung in die gewohnte Eintönigkeit brachte dann wohl die Sommermesse, während welcher sich auswärtige Musik- oder Sängergesellschaften auf ‚Hähns Garten‘ hören ließen, und derselbe den in großer Menge dort einkehrenden Meßfremden zu Ehren Abends mit Öllämpchen aus farbigem Glase ‚brillant‘ erleuchtet war.“ Es wird dann weiter geschildert, wie 1834 die herzogliche Hofhaltung den Garten von J. Holst erwarb, um darin für Herzog Wilhelm das von Baurat K. Ottmer entworfene Sommerschloß ‚Williams Castle‘ oder ‚Neu-Richmond‘ zu errichten. J. Holst erwarb von dem Verkaufserlös weiter nördlich an der Wolfenbütteler Straße ein anderes Gartengrundstück, das bis dahin den Erben des Weinhändlers Angott vom Ägidienmarkt gehört hatte. Es war die Stelle, wo sich ‚Holsts Garten‘ bis zu seiner Zerstörung durch Bomben im Jahre 1944 befand. Hier eröffnete J. Holst durch eine Bekanntmachung vom 22. April 1835 in den ‚Braunsch. Anzeigen‘ seinen Wirtschaftsbetrieb von neuem. Von den Gartenkonzerten der Militärmusiker, die in diesem neuen ‚Holstschen Garten‘ stattfanden, wird im letzten Abschnitt dieser Aufsatzreihe noch ausführlich zu reden sein.

Hier sei nur vermerkt, daß auch J. Holst eifrig darum bemüht war, im Wettbewerb mit dem ‚Weißen Roß‘ durch Veranstaltungen besonderer Art außer Gartenmusiken schaulustige Gäste in seinen Garten zu locken. So kündigte er zum 4. Oktober 1846 eine „große Harmonie-Musik“ des Herzogl. Hautboisten-corps an, „wobei um 5 Uhr der Mechanikus Koch einen großen Luftballon von 28 Fuß Höhe und 50 Fuß Breite steigen lassen“ wird; „wenn der Ballon eine Höhe

von 2400 Fuß erreicht hat, wird sich ein Kanonenfeuer von selbst entzünden, welches starke Schläge hören läßt¹⁸⁾". Später, als August Holst die Gartenwirtschaft von seinem Vater übernommen hatte, richtete er hier ein Sommertheater ein, wie es vordem im ‚Weißen Roß‘ beliebt gewesen war. Ein undatierter Zeitungsartikel zum 25jährigen Jubiläum dieses neuen Sommertheaters, also wohl vom Frühjahr 1895, besagt darüber folgendes: „Am 21. Mai 1870 wurde die erste von Herrn Holst erbaute feste Bühne in seinem Garten unter Leitung des Directors Ulrich eröffnet. Ulrichs Nachfolger waren sodann Wagner, Wehn, Senst und Marwitz. Vor 1870 war bereits das erste Sommertheater periodisch in Holsts Garten gewesen, und zwar 1849—1852, wo dort u. a. der Vater des jetzt hier engagierten Komikers Dill mitgewirkt und die jetzige Hofburgschauspielerin Frau Kraatz als talentvolle Soubrette ihre ersten Lorbeeren errungen hat. Die Einrichtung des Theaters war in jener Zeit eine sehr primitive, das Publikum saß, nothdürftig vor Sonnenschein und Regen geschützt, unter den dichtbelaubten Kastanienbäumen des Gartens. Ähnlich war auch die Einrichtung des Sommertheaters auf dem Bohnstedtschen Garten am Madamenwege in dem in den Jahren 1867 bis 1871 unter Direction von Sulzer und Wagner gespielt wurde. Im Sommer 1887 erfolgte in Holsts Garten unter Direction von Senst die Eröffnung des vergrößerten neuen Theaters, dessen Leitung 1888 Herr Bödemann selbst übernahm“¹⁹⁾. Besagter Bödemann war damals schon seit einer Reihe von Jahren als Nachfolger von A. Holst Besitzer des Holstschen Gartens gewesen und behielt die seit Jahrzehnten beliebten Militärkonzerte in seinem ‚Etablissement‘ über die Jahrhundertwende hinweg bei, wenn auch neben die Sommerkonzerte im Freien immer häufiger Winterkonzerte im Saale traten.

4. Die Gartenwirtschaft an der Masch

Fast genau so früh wie im ‚Medizinischen Garten‘ sind musikalische Darbietungen in der Gartenwirtschaft am Maschplatz nachweisbar. In den ‚Braunsch. Anzeigen‘ vom 2. Juli 1774 gab der Maschwirt Wegener bekannt, daß er während der Maschzeit auf seinem Garten „Caffee tassenweise, so wie im Caffeehause gebräuchlich“ ausgeben werde, und fügte hinzu: „Ingleichen werden Hautboisten des Herzogl. Leibregiments von dem 3ten bis 8ten dieses täglich daselbst eine gute Musik aufführen“²⁰⁾. Dann wird es allerdings zunächst wieder still um den Maschgarten, und erst 50 Jahre später, am 7. August 1824, erscheint in den ‚Braunsch. Anzeigen‘ eine entsprechende Ankündigung des nunmehrigen Wirtes Bartels mit folgendem Wortlaut: „Sonntag, den 1ten August ist auf meinem vor dem Petrithor nahe an der Masch belegenen Garten groß Vauxhall, wobei das Herzogl. Hornistenchor durch seine gefällige Musik das Vergnügen der geehrten Gäste bedeutend erhöhen wird. Auch wird zum Amusement ein Feuerwerk abgebrannt werden. Außer allen möglichen Erfrischungen und kalter Küche wird auch portionsweise nach der Karte warm gespeiset . . .“ Der Eintritt zu diesem Gartenvergnügen kostete 4 Gutegroschen²¹⁾. Bartels war anscheinend der erste Braunschweiger Gastwirt, der das weltmännische Reizwort „Vauxhall“ zur Werbung für seinen Garten benutzte. Aber in Wirklichkeit hatte er wohl kaum soviel an Unterhaltungsmöglichkeiten zu bieten wie das ‚Weiße Roß‘ und ‚Holsts Garten‘. Bis 1830 kündigte Elias Bartels nur selten „Erleuchtung und Feuerwerk“ unter Mitwirkung des Herzogl. Hornistencorps oder auch ohne Erwähnung von Gartenmusik an. Erst als er im Juni 1830 das Herzogl. Hautboistencorps dafür gewinnen

konnte, auf seinem Garten jeden Sonntag zu musizieren, ging es bei ihm lebhafter zu. Im Jahre 1832 hatten die Gäste anscheinend solches Gefallen an den allsonntäglich im Maschgarten durchgeführten Gartenmusiken gefunden, daß E. Bartels es wagen konnte, auch im Winterhalbjahr die Sonntagsmusiken des Hautboistencorps „bei günstiger Witterung“ auf seinem Garten fortzusetzen, und zwar „im Saale eine Treppe hoch“²²⁾. Der Vorbehalt günstiger Witterung sollte vermutlich zu erkennen geben, daß der Saal im Maschgarten bei strenger Kälte nicht ausreichend geheizt werden konnte, um den Gästen und Musikern jederzeit einen behaglichen Aufenthalt im Winter zu gewährleisten. Darin unterschied er sich wohl nachteilig vom Saale des Weißen Rosses, der nach einer Anzeige des Wirtes vom 16. 12. 1832 „auch bei nicht ganz günstiger Witterung“ geheizt wurde und „immerwährend“ für Harmoniemusiken des Hautboistencorps zur Verfügung stand²³⁾. Aus unbekannten Gründen wurde es aber bald wieder recht still im Bartelsschen Garten. Die Hautboisten blieben fort, und nur selten ließen sich dort die Mitglieder des Hornistencorps, „Prager Musici“ oder „Karlsbader Musici“ hören. Am 7. August 1839 wurde auch einmal „Gesang- und Guitarren-Musik der musikalischen Familie Kittel“ geboten²⁴⁾. Doch waren wohl die vereinzelter Musikdarbietungen zu wenig, um den Bartelsschen Garten in den Augen der damaligen Chronisten einen dem ‚Weißen Roß‘ und ‚Holsts Garten‘ vergleichbaren Rang zuzuerkennen.

1839 wird im Zusammenhange mit dem Maschplatz und dem der Schützengilde gehörenden Maschhause von dem an den Platz grenzenden Bartelsschen Garten lediglich bemerkt, daß er „freilich nicht groß, aber gut eingerichtet“ sei²⁵⁾. Zwei Jahre später ist bei Schröder und Aßmann zu lesen: „An dem Maschplatze liegt der Bartels'sche Garten, der zwar klein, aber wegen seiner vortrefflichen Wirthschaft allgemein bekannt ist und fleißig besucht wird“²⁶⁾. Es finden sich denn auch weder in den wenig zahlreichen Ankündigungen von Gartenkonzerten im Bartelsschen, später Schraderschen Garten aus den 1840er Jahren in den ‚Br. Anzeigen‘ noch in den 4 erhalten gebliebenen Originalprogrammen jener Zeit Hinweise auf besondere Sehenswürdigkeiten, es sei denn die gelegentliche Erwähnung einer Illumination mit Feuerwerk. Von Fr. Knoll wird 1881 nicht einmal mehr der Name für den „Vergnügungsgarten“ genannt, der damals noch neben dem 1860 neu errichteten Schützenhause den Maschplatz einfaßte²⁷⁾. Er ist dann wohl bald sang- und klanglos der Neubautätigkeit der sogenannten Gründerjahre zum Opfer gefallen.

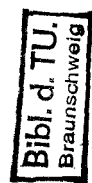
(Fortsetzung folgt)

¹⁾ Friedrich Knoll, Braunschweig und Umgebung. Historisch-topographisches Handbuch und Führer durch die Baudenkmäler und Kunstschatze der Stadt. 2. Aufl. Braunschweig 1881; hier S. 146 f. — ²⁾ Carl Philipp Ribbentrop, Vollständige Geschichte und Beschreibung der Stadt Braunschweig. 2. Bd. Braunschweig 1796; hier S. 180. — ³⁾ so zuerst in den ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ 1773, 71. Stück v. 11. September, Spalte 936. — ⁴⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1800, 60. Stück v. 2. August, Sp. 1567. — ⁵⁾ Moden-Courier, Zeitschrift f. Literatur, Kunst, Theater u. Mode. Braunschweig 1837, S. 622, u. 1838, S. 173. — ⁶⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1795, 61. Stück v. 8. August, Sp. 1271. — ⁷⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1775, 36. St. v. 10. Mai, Sp. 594. — ⁸⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1780, 22. St. v. 9. August, Sp. 682. — ⁹⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1781, 60. St. v. 4. August, Sp. 645. — ¹⁰⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1824, 61. Stück v. 7. August, Sp. 2601. — ¹¹⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 194 sowie 2 anonyme Zeitungsartikel in den ‚Br. Anzeigen‘ v. 25. Februar 1891 u. 24. April 1894. — ¹²⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1786, 30. St. v. 15. April, Sp. 423. — ¹³⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1789, 48. St. v. 24. Juni, Sp. 799. — ¹⁴⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1829, 49. Stück v. 27. Juni,

Sp. 2463 f. — ^{12h)} ‚Br. Anzeigen‘ 1829, 69. Stück v. 5. September, Sp. 3547. — ^{12c)} ‚Br. Anzeigen‘ 1829, 95. Stück v. 5. Dezember, Sp. 4707. ¹³⁾ Beschreibung der Stadt Braunschweig und ihrer Umgebungen, 2. vermehrte Auflage, Braunschweig 1839 bei Fridolin Lucius; hier S. 40. — ¹⁴⁾ H. Schröder und W. Abmann, Die Stadt Braunschweig. Ein historisch-topographisches Handbuch für Einheimische und Fremde. Braunschweig 1841 bei Fr. Vieweg und Sohn; hier S. 114. — ¹⁵⁾ H. A. Pierer, Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit ... 3. Aufl. Bd. 16, 1852; hier S. 293, Stichwort ‚Tivoli‘ ³⁾. — ¹⁸⁾ a. a. O. wie ¹⁵⁾; hier S. 927, Stichwort ‚Vauxhall‘. — ¹⁷⁾ Zeitungsausschnitt ohne Angabe des Verfassers und der Zeitung aus dem Nachlaß von Paul Walter, dem ersten Leiter des Vaterländischen Museums zu Braunschweig. — ¹⁸⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, 233. Stück v. 2. Oktober, Sp. 6060. — ¹⁹⁾ a. a. O. wie ¹⁷⁾. — ²⁰⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1774, 51. Stück v. 2. Juli, Sp. 629. — ²¹⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1824, 61. Stück v. 7. August, Sp. 2599. — ²²⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1832, 212. Stück v. 10. November, Sp. 4239 u. öfter. ²³⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1832, 271. Stück v. 14. Dezember, Sp. 4663. — ²⁴⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1839, 186. Stück v. 7. August, Sp. 3723. — ²⁵⁾ a. a. O. wie ¹²⁾; hier S. 40. — ²⁶⁾ a. a. O. wie ¹³⁾; hier S. 113. — ²⁷⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 195.

Eine dörfliche Sozialstruktur vor 75 Jahren Roklum im Jahre 1899

von Bernd-Uwe Meyer



„Der restaurative Zug in der sozialen Orientierung — Bauer, Handwerker, aber nicht Fabrikarbeiter sein zu wollen — erklärt sich wohl daraus, daß die meisten Industriearbeiter erst in der ersten und zweiten Generation in der Stadt lebten, wo sich ihnen keine neuen sozialen Orientierungsmuster boten, ... ¹⁾“

Es spielen aber wohl auch noch andere Faktoren eine Rolle, weshalb die Arbeiterklasse zur Jahrhundertwende restaurative Züge trug, ja sogar tragen mußte. Es sollte und mußte oft genügen, daß der Landarbeiter oder ein anderer Lohnabhängiger sich ein „kleines Häuschen“ oder etwas Land erwerben sollte. Reaktionäres Schulwesen, der Staat und selbst eine bestimmte Richtung von Arbeiterführern trugen dazu bei, daß die unteren Schichten sich nicht emanzipieren sollten oder gar Einfluß über Produktionsmittel bekamen.

Am Beispiel Roklums kann ich konkret nachweisen, daß die unteren Schichten auf die Bearbeitung von etwas Land und nebenberufliche Landarbeit angewiesen waren.

In dem einst preußischen Ort Roklum lebten im Jahre 1899 904 Personen: 276 Männer, 275 Frauen und 353 Kinder.

Schon im Voraus ist festzuhalten, daß fast alle Roklumer zur lohnabhängigen Unterklasse gehörten. Eine genauere Analyse folgt weiter unten.

Sechs Personen sind als „Gutsbesitzer“ erwähnt. Obwohl diese Gutsbesitzer viel Eigentum besaßen — wenigen Nachkommen gehört noch heute fast der gesamte Landbesitz der Gemarkung von Roklum — sind sie keinesfalls mit den einst mächtigen Gutsbesitzern östlich der Elbe (heute Westpolen und die „sozialistische“ DDR), zu vergleichen. Zum Bürgertum gehörten vor 75 Jahren noch ein Saftfabrikbesitzer, ein Ziegeleibesitzer und ein Obergerichtsrat.

Soziologisch nicht leicht einordnen lassen sich 22 Personen; heute ließe sich die Mehrheit hiervon vorwiegend zur unteren Mittelschicht, einige aber auch der mittleren Mittelschicht einordnen.

Zu nennen sind unter anderen 1 Pfarrer, 3 Lehrer, 1 Aufseher, 4 Gastwirte, 1 Kaufmann, 2 Handelsmänner, 1 Windmühlenbesitzer, 1 Posthalter²⁾).

Die sogenannten Gutsbesitzer konnten natürlich nicht nur reichlichen Landbesitz ihr Eigentum nennen, sie verfügten auch über 31 Wohnhäuser, in denen fast ausschließlich die Landarbeiter wohnten. Konkreter ausgedrückt: 1,25 Prozent der erwachsenen Einwohner nannten etwa 25 Prozent der Häuser des Dorfes ihr Eigentum.

In Roklum lebten 1899 12 Handwerksmeister, von denen zwei als Vertreter dem Gemeinderat als Verordnete der III. Klasse angehörten. Es gab 2 Schmiedemeister, 3 Tischlermeister, 1 Schneidermeister, 1 Stellmachermeister, 1 Sattlermeister, 1 Schuhmachermeister, 1 Malermeister und 2 Bäckermeister. Das sind rund zwei Prozent der Erwachsenen!

Facharbeiter gab es damals 21 im Ort; hier dominierte eindeutig der Maurer mit 11 Personen. Wenn wir von den Hausfrauen, Rentnern oder mit im Haushalt lebenden Personen einmal absehen, so bilden die Landarbeiter (Tagelöhner) mit 56 Berufstätigen natürlich die Mehrheit.

Für sehr wesentlich halte ich jedoch die Tatsache — rückblickend und die einleitenden Zeilen bestätigend —, daß bei fast allen Lohnabhängigen neben dem ursprünglichen Beruf die Bezeichnung „Anbauer“ oder „Kossat“ erwähnt ist.

¹⁾ Helga Grebing, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, dtv-Taschenbuch, München 1970, S. 96 und 97. — ²⁾ Die Originalaufzeichnungen befinden sich in der Roklumer Kirchturmkuppel. Eine Abschrift ist bei mir vorhanden.

Wildpflanzen der Heimat in Hausgärten

von Wilhelm Osterloh

Botanische Berichte notieren oft Veränderungen im Pflanzenbestande der freien Natur, meistens nach der negativen Seite. Wenn solche Berichte erscheinen, stimmt manches schon nicht mehr. Etliche Arten können inzwischen neu beobachtet worden sein, andere verschwanden endgültig, Gartenpflanzen drangen vielleicht in die freie Natur ein. Die Zahl der seit 1900 verschwundenen oder selten gewordenen Pflanzenarten unseres Heimatraumes ist sehr groß. Nach verschiedenen qualitativen Merkmalen waren oder sind diese Arten sehr wichtig und wertvoll. Sie fielen oft dem Sammeln zum Opfer, meistens jedoch der beispiellosen Naturverwüstung.

Diese Arbeit behandelt zunächst die Kräuter, die Bertram in der „Exkursionsflora des Herzogtums Braunschweig“, 5. Auflage 1908, als unzweifelhafte Wildpflanzen der Heimat aufführt, ferner die zwar später eingewanderten oder eingeschleppten Arten, die dennoch nach vielen Jahren als Bestandteil unserer Wildflora angesehen werden müssen *).

^{*)} Ferd. W. Werner Bertram, geb. 26. April 1835 in Ottenstein, 1860 Lehrer an der Ackerbauschule zu Badersleben, 1866 Seminar- und Waisenhausinspektor in Wolfenbüttel, 1867 Pastor an St. Katharinen in Braunschweig, 1890 General- und Stadtsuperintendent, gest. 1. Dezember 1899. (Braunschw. Magazin 1900)

Wildpflanzen in Hausgärten, das bedeutete früher meistens, daß sie in der Natur ausgegraben und in Gärten eingepflanzt wurden, wo sie in der Mehrzahl ganz gewiß sofort oder bald eingingen. Hoffentlich haben diese üblen Dinge aufgehört. Viele Pflanzenarten sind geschützt, und in Naturschutzgebieten darf keiner Art ein Leid geschehen. Die Gartenbesitzer beziehen heute ihre Kostbarkeiten aus Gärtnereien, in denen sie genaue Auskünfte über die Lebensbedingungen der Pflanzen erhalten. Viele bewiesen bei der Auswahl ihrer Gartengewächse außerordentlich guten Geschmack oder wußten genau, was sie einbrachten. Damit machten sie sich um die Erhaltung der heimischen Flora verdient. Der Naturfreund aber, der die Naturverarmung mit Kummer verfolgt, mag etwas getröstet sein, wenn er Seltenheiten erblickt, die er im Freien vergeblich sucht, oder zu deren Auffinden er Tagesunternehmungen starten muß. Die Gärten der Neubaugebiete sind besonders reichhaltig.

Die *Hahnenfußgewächse* (Ranunculaceae) sind mit vielen Arten auch Gartenbewohner. Davon sind sieben Arten heimatliche Wildpflanzen.

Die Vegetationsperiode des Leberblümchens (*Anemone nobilis* Mill.) ist kurz. Der Wurzelstock treibt frühzeitig mehrere grundständige, dreilappige, lederartige Blätter und fast gleichzeitig schöne blaue Blüten. Die fünf blauen Blütenblätter und die gelben Staubblätter fallen schnell ab. Drei grüne, kelchartige Deckblätter und die Fruchtknoten bleiben. Bis zum Baumaustrieb müssen die Früchte reifen, da nun der Boden zu schattig wird. Die ganze Pflanze ist als Schutz gegen Kälte und starke Verdunstung sehr behaart und entwickelt als weiteren Kälteschutz einen bläulichroten bis braunen Farbstoff (Anthocyan). Mit Hilfe dieser Schutzmittel, ihres Wurzelstockes und durch rechtzeitiges Schließen der Spaltöffnungen vermag die Pflanze sogar zu überwintern. Sie liebt Buchenwälder und ist daher auf Kalk oder Buntsandstein in einiger Entfernung von Braunschweig noch leidlich verbreitet. Das Leberblümchen ist geschützt. In Gärten bildet es oft große Büschel und blüht wie in der Natur manchmal auch weiß oder rot. Es benötigt Kalk!

In Gärten der Neubaugebiete erscheinen im zeitigen Frühling die großen blauen, selten weißen Blüten der Kuhschelle mit sechs großen Blütenhüllblättern, zahlreichen gelben Staubblättern, vielen Fruchtknoten und unter der Blüte dem zerschnittenen, seidenartigen Hochblattquirl. Auch die Blättchen sind stark zerteilt. Die zahlreichen Samenkörner sind durch seidenartige Anhänge flugfähig. Auch diese Pflanze kann mit Hilfe ihres Wurzelstockes bereits einige Jahre nach dem Auspflanzen im Garten große Büschel bilden. Sie liebt sandigen, kalkreichen Boden und ist giftig. Da es von der Kuhschelle mehrere, teilweise sehr ähnliche, Arten gibt, dürften nicht alle Gartenkuhschellen unserer früher um Braunschweig mehrfach vorhandenen Gemeinen Kuhschelle (*Pulsatilla vulgaris* aggr.) entsprechen. Diese sah ich noch regelmäßig von 1920 bis etwa 1933 bei Waggum und am Westrand des Querumer Holzes (durch Flughafen und Autobahn später beide Fundorte vernichtet) sowie mit reichlichen Beständen am Rieseberg bei Lauingen (zunächst durch räuberisches Ausgraben schwer dezimiert, später durch Abholzung und Einsatz von Dampfpflügen ab 1950 hier ausgestorben). Die Pulsatillen sind alle geschützt.

Auf feuchten Wiesen gedeiht die geschützte *Europäische Trollblume* (*Trollius europaeus* L.). Sie hat große, handförmig geteilte Blätter und ziemlich große, goldgelbe, kugelige Blüten mit fünf bis zehn Blütenhüllblättern, fünf bis

zehn löffelförmig verbreiterten Honigblättern, vielen Staubblättern und Fruchtknoten. Die von Bertram genannten Fundorte bei Braunschweig sind nahezu völlig erloschen. Es gibt nur noch etwa neun Kilometer östlich von Braunschweig einen, demnächst äußerst gefährdeten, Großbestand, und Einzelpflanzen (Überbleibsel) im weiten Raum östlich der Stadt. Im Harz ist die Trollblume teilweise noch recht häufig. Da es auch von ihr mehrere Arten gibt, dürften nicht alle in Gärten gehaltenen Trollblumen die Europäische sein. Eine asiatische Art ist rotblühend. Trollblumen brauchen viel Wasser.

Von den vielen, in mehreren Farben blühenden Arten der Akelei in Gärten kommt bei uns nur eine wild vor, die Gemeine Akelei (*Aquilegia vulgaris* L.). Die stattliche, geschützte Pflanze hat doppelt-dreizählige Grundblätter, dreizählige mittlere Stengelblätter und große, blauviolette Blüten mit mehreren Spornen. Auch sie treibt alljährlich neu aus unterirdischen Dauerorganen. Um die seltene Pflanze bewundern zu können, muß man schon die weitere Umgebung der Stadt aufsuchen. Nicht selten blüht sie weiß oder rosa. Sie liebt Kalk. Die Akelei-Arten sind in Gärten sehr beliebt, da sie als Stauden immer wiederkehren, wenig Arbeit verursachen und sich durch Samen leicht und stark vermehren.

Die Grüne Nieswurz (*Helleborus viridis* L.), eine Frühlingspflanze mit großen, starren, lederartigen, zerschlitzten Blättern und großen, grünen Blüten, wird selten von besonderen Naturliebhabern in Gärten eingebracht. Sie siedelt in zahlreichen Höhenzügen des Vorharzes, darunter im Elm, und bildet wenige, aber reichhaltige Fundorte. Infolge des eintönigen Grüns der ganzen Pflanze bleibt sie gewöhnlich unbeachtet. Ihre in Gärten häufige, wohlbekannte Schwester, die Christrose (*H. niger* L.), kommt wild bei uns nicht vor, sondern hat ihre Hauptverbreitung in den Kalkgebieten der Alpen. In den nassen Wäldern der Steirischen Ramsau z. B. ist sie gemein. Beide Arten sind giftig.

Die blau blühenden Arten des Sturmhutes sind in Gärten sehr beliebt. Es sind ebenfalls Stauden, nicht empfindlich, vermehren sich schnell, verursachen wenig Arbeit und sind sehr attraktiv. Allerdings sind sie hochgiftig. Es sind hohe Pflanzen mit zerschlitzten Blättern und zahlreichen großen, helmförmigen Blüten in ansehnlichen Trauben. Die beiden für Gärten vorwiegend verwendeten Arten sind der Blaue Sturmhut (*Aconitum napellus* aggr. L.) und der Bunte St. (*A. variegatum* aggr. L.). Aus dem Zusatz aggr. = Aggregat = Zusammenfassung geht hervor, daß beide Arten zahlreiche Formen, Unterarten, Abarten usw. bilden, die schwer auseinanderzuhalten sind, besonders wenn auch noch Kreuzungsformen auftreten. Nur der Bunte Sturmhut, an sich subalpinen Ursprungs, kommt im Bertramschen Raum im Harz mehrfach vor. Ich sah oftmals einen sehr schönen Bestand in Waldungen zwischen Allrode und Stiege, bis 1941 Kr. Blankenburg und damit braunschweigisch. Bei ihm sind die Blüten blau und weißgescheckt. Anders der Blaue Sturmhut, subalpinen und alpinen Ursprungs. Es gibt keine Hinweise, daß er je im Braunschweiger Lande oder in seiner Nachbarschaft heimisch war. Das Vorkommen beider Arten in unzähligen Gärten des Harzes, besonders des Blauen Sturmhutes, beweist, daß sie entsprechend ihrer Herkunft hier die besten Lebensbedingungen fanden, aber auch in Gärten in unserer Stadt überwiegt der Blaue Sturmhut. Eigentlich müßte der Bunte überwiegen.

Die Veilchengewächse (Violaceae) lieferten zwar für unsere Gärten die unzähligen Sorten des Stiefmütterchens, aber das auf Wiesen oder Äckern

sehr verbreitete und formenreiche Dreifarbige Stiefmütterchen (*Viola tricolor* aggr. L.) hat hierbei wohl nicht den alleinigen Anteil, und das wildwachsende Wohlriechende Veilchen (*V. odorata* L.) ist gar nur aus Gärten verwildert und eingebürgert.

Die in Gärten wachsenden Arten des Storchschnabels (*Geranium* L., Storchschnabelgewächse = Geraniaceae) dürften teilweise vom Wiesen-Storchschnabel (*G. pratense* L.) oder vom Wald-St. (*G. sylvaticum* L.) stammen. Der erstere ist bei uns in der Ebene und im Mittelgebirge verbreitet, der letztere im Mittelgebirge (mit Fundorten im Harz) und bis in die alpine Stufe.

Zu den Rautengewächsen (Rutaceae) gehört der Weiße Diptam (*Dictamnus albus* L.). Diese sehr seltene, bei starken Exemplaren fast strauchartige Pflanze hat sieben- bis neunzählige, gefiederte, beim Zerreiben zitronenartig duftende Blätter und stattliche weiße bis rosafarbene Blüten auf drüsigen Stielen in einfacher Traube. Die fünf Blütenkronblätter sind so ungleich, daß die Blüte nur durch senkrechten Schnitt in zwei spiegelgleiche Hälften geteilt werden könnte. Der Fundort der Pflanze an der Asse dürfte längst erloschen sein. Der Fundort an den Salzgitterschen Höhen bei Calbecht, wohin mich mein Kollege Warnecke—Lobmachersen vor mehr als 40 Jahren führte, ebenfalls. Den Standort am Röhnstal bei Osterwieck, den ich vor etwa 37 Jahren Hermann Fischer vorführte, konnte ich nach 1941 nicht mehr kontrollieren. Die Pflanze könnte nur durch außergewöhnlich Interessierte im Garten gehalten werden. Ich sah sie bisher nur im Städtischen Hauptschulgarten am Dowesee und in Warneckes Garten, der sie von Calbecht geholt hatte. Hier gedieh sie prächtig und blühte regelmäßig. Alle seine Versuche, aus Samenkörnern Jungpflanzen heranzuziehen, schlugen indes fehl. Den Lesern ist bekannt, daß brennbare Gase durch Vermischung mit Luft hochexplosiv werden, z. B. Leuchtgas, Azetylen, Treibstoffgase, Sumpfgas, Wasserstoff. An extrem trockenen und heißen Tagen sondert die Diptamblüte ein ätherisches Öl ab, das in feinsten Tröpfchen mit der Lufthülle der Blüte ein explosives Gemisch bildet. Hält man ein brennendes Streichholz daran, so gibt es natürlich keine Explosion, aber doch eine blitzschnell verlaufende kleine Stichflamme mit puffendem Knall. Wahrscheinlich war diese Pflanze der berühmte Feuerbusch Mose.

Die Schmetterlingsblütler (Leguminosae = Papilionaceae) bescheren uns zahlreiche Gartengewächse, aber bei uns wildwachsend ist nur der Gemeine Besenginster (*Sarothamnus scoparius* [L.] Wimm.), ein Rutenstrauch mit kantigen, grünen Zweigen und großen, lebhaft gelben Blüten, aber kleinen, hin-fälligen Blättern. Diese auf Sandböden vorkommende, oft große Bestände bildende Pflanze (auf Buntsandstein am Vogler ist sie stellenweise gemein) hat mit Recht in unzähligen Gärten Eingang gefunden, auch mit den inzwischen herangezüchteten rotblühenden und rotgelbblühenden Formen. Sie ist leider sehr frostempfindlich, besonders an windigen Stellen. Man sollte sie nur an windgeschützte Stellen pflanzen und sie vor Einbruch des Frostes und zu den frostfreien Winterzeiten reichlich wässern.

Rosengewächse (Rosaceae). Die Erdbeere, eine reine Nutzpflanze, ist das Züchtungsergebnis aus nordamerikanischen und chilenischen Wilderd-beeren.

Die Dickblattgewächse (Crassulaceae) lieferten für Anlagen den wild sehr häufigen Scharfen Mauerpfeffer (*Sedum acre* L.), gelbblühend, und die im Harz leidlich häufige Berg-Fetthenne (*S. rupestre* aggr. L.), gelbblühend, und zwar für Gärten die hübsche Abart *S. reflexum* L., „Tripmadame“. Die zu Bertrams Zeit seltene, um Braunschweig jetzt erloschene (letzter Fundort um 1925 am Pawelschen Holz) Rote Fetthenne (*S. telephium* aggr. = *S. purpurascens* Koch) ist mit ihren dicken, fleischigen Blättern und der großen, roten Trugdolde eine häufige Gartenzierde.

Die oft angepflanzten Steinbrech-Arten (Steinbrechgewächse = Saxifragaceae) haben gewiß mit unseren häufigen zwei wilden Arten, dem Knollensteinbrech (*Saxifraga granulata* L.) und dem Dreifinger-St. (*S. tridactylites* L.) nichts zu tun. Besonders tüchtige Harzer Naturkenner könnten u. U. den an nassen Felsen des Botetals häufigen Trügerischen St. (*S. decipiens* Ehrh.) in ihren Garten eingebracht haben, sofern sie der Pflanze dort einigermaßen natürliche Bedingungen verschaffen konnten (Stein- oder Felsspalten, Wasserüberrieselung usw.). Die Masse der Steinbrech-Arten in Gärten stammt aus dem Alpenraum und außerdeutschen Gebieten Eurasiens.

Die Doldenblütler (Umbelliferae) stellen im Garten fast nur Heil-, Gewürz- und Küchenkräuter. Nur zwei Arten davon sind bei uns wildwachsend, der Sellerie (*Apium graveolens* L.) auf Salzböden und die sehr gemeine Wilde Möhre (*Daucus carota* L.). Diese bevorzugt trockene, steinige Standorte, und ihre Wurzel ist ungenießbar, aber gesund. Die angebaute Möhre ist wahrscheinlich das Ergebnis von Kreuzungen verschiedener Arten wärmerer Länder.

Zu den Baldriangewächsen (Valerianaceae) zählt das früher als Salatpflanze verwendete, an Acker- und Wegrändern häufige Gemeine Rapünzchen (*Valerianella locusta* [L.] Laterr.).

Die auf der Erde nach Artenzahl stärkste Familie der Korbblütler (Compositae) stellt auch einen sehr großen Teil unseres Gartenschmucks. Wenn man von der früher auch angebauten, wild jedoch überaus häufigen Gemeinen Zichorie (*Cichorium intybus* L.) absieht, an trockenen Orten, stakig, kaum Blattwerk, Blüten blau, selten weiß oder rosa, bleiben als Gartengewächse nur die im Freien sehr häufigen Arten Gänseblümchen (*Bellis perennis* L.) und Margerite (*Leucanthemum vulgare* Lam.).

Viele Glockenblumengewächse (Campanulaceae) schmücken unsere Gärten, aber als ursprünglich wilde Pflanzen der Heimat sind nur Gartenformen folgender Arten anzusehen: Die in Wäldern häufige Nesselblättrige Glockenblume (*Campanula trachelium* L.), die beiden seltenen Natterkopflättrige G. (*C. cervicaria* L.) und Geknäuelte G. (*C. glomerata* L.) sowie die an trockenen Waldrändern auf Kalk verbreitete, aber nie in großen Beständen vorhandene Pfirsichblättrige G. (*C. persicifolia* L.). Bei einer ziemlich anstrengenden Wanderung am Nordrande des Elms von oberhalb Destedt bis zum Kuhspringtal bei Königslutter im Juni 1971 (Länge in der Luftlinie ca. 6 km, durch notwendige Umgehungen real mindestens 12 km) zählte ich nur rund 200 blühende Exemplare. Die Pflanze ist ziemlich hoch, schlank, hat schmale Blättchen, eine große oder mehrere große blaue Blüten (auch weißblühend) und findet mehr und mehr Vorliebe bei Gartenfreunden.

(Fortsetzung folgt)

Der letzte braunschweigische „Landchirurg“ praktizierte in Schöningen

von Wolfgang Rose

Heutzutage erscheint es selbstverständlich, bei Krankheit von Mensch oder Tier einen akademisch gebildeten Arzt zu Rate zu ziehen.

Dem war aber nicht immer so. Noch vor gut 100 Jahren wurde z. B. das „Zähnerreißen“ vom „Bader“ besorgt, der sich inzwischen zum Friseur oder Zahntechniker qualifizierte. Die „blutige Behandlung“, d. h. Operationen, wurde zuvor weitgehend nichtakademisch gebildeten „Wundärzten“ überlassen bzw. übertragen.

Diese kamen in der Regel aus den Reihen der „Feldschere“, „Kriegschirurgen“ und ähnlichen militärischen Berufen.

Als besonderer ärztlicher Stand entwickelte sich daraus im damaligen Herzogtum Braunschweig der des „Landchirurgus“, der seine ärztlichen Erfahrungen durch eine praktische Lehre sammelte und dann als, wie man heute sagen würde, Allgemein-Arzt praktizierte.

Als 1895 der Landchirurgus August Singelmann in Schöppenstedt ¹⁾ verstarb, gab es im Herzogtum nur noch zwei Vertreter dieses Standes: Prosector Fäsebeek ²⁾ in Braunschweig und Wilhelm Bielitz in Schöningen.

Bielitz war am 25. September 1825 in Börßum als Sohn des später in Bortfeld ansässigen Landchirurgen Bielitz geboren. Im April 1848 bestand er die Prüfung als „Kompanie-Chirurg I. Classe“ und nahm als solcher am Schleswigschen Feldzug teil.

Nachdem sammelte er weitere praktische Erfahrungen in Göttingen und danach als Schiffsarzt bei mehrjährigen Auslandsreisen.

1855 fand er Beschäftigung am Herzoglichen Krankenhaus in Braunschweig als „Assistent-Chirurg“, bestand dort die Abschlußprüfung als „Wundarzt“ und wurde in dieser Eigenschaft und als Geburtshelfer am 31. Dezember 1856 für Pabstorf ³⁾ „zugelassen und eidlich verpflichtet“.

Nachdem er Auguste Wilhelmina Natalie Schrader (geb. 21. November 1829 in Carlshütte) geheiratet hatte, „besetzte er sich“ — wie es damals hieß — im Februar 1861 in Schöningen ⁴⁾, wo er aber erst 1868 Bürgerrecht, d. h. damals Wahlrecht, erhielt.

Im April 1875 wurde Wilhelm Bielitz zum „Land-Chirurgus“ ernannt, da das Schöninger Landchirurgiat durch den Tod des bisherigen Stelleninhabers verwaist war.

Dieser war Joh. Chr. Traub, geb. 21. Juni 1805 in Jerxheim als Sohn von Chirurgus Joh. Ludwig Fr. Traub (gest. 26. Juni 1838 ebendort) und Barbara Elisabeth geb. Richers (gest. 21. März 1843 in Dobbeln). Traub heiratete am

24. April 1845 Juliane Dorothee Elise Grube, eine am 1. April 1824 in Braunschweig geborene Tochter von Hauptsteuereinnnehmer Joh. Jul. Jacob Grube und Elisabeth Wilhelmine geb. Brandes.

Traub hatte am 24. Juli 1850 das Schöninger Bürgerrecht erworben und verstarb am 19. März 1875.

Sein Nachfolger Bielitz wurde bald allgemein beliebt. Seine Hilfe wurde nicht nur in der Stadt selbst, sondern vor allem auch auf dem platten Lande gern in Anspruch genommen, insbesondere, nachdem er als Kassenarzt⁶⁾ anerkannt worden war. Bei Wind und Wetter kutschte Bielitz bis ins hohe Alter seinen Einspänner selbst!

Für die seinerzeitigen Verhältnisse bezeichnend ist, daß die Funktionen des Trichinenbeschauers ausgeübt wurden durch: Barbier Chr. Kruse in der Oberstadt, Landchirurg Bielitz in der Unterstadt und Dr. med. Kuthe sen. in der Mittelstadt!

Am Sylvestertage 1906 feierte der 80jährige, mittlerweile letzte braunschweigische Landchirurgus und Wundarzt alter Schule sein 50jähriges Berufsjubiläum. Bei außergewöhnlich geistiger und körperlicher Rüstigkeit konnte Bielitz, der sich bei Arm und Reich hohen Ansehens erfreute, zahlreiche öffentliche und private Glückwünsche entgegennehmen.

In Anbetracht seines Alters gab er, nachdem seine Ehefrau Natalie am 18. Februar 1905 verstorben war, seine Praxis auf.

Nach wenigen Ruhejahren bei seiner Tochter Wanda, die in Magdeburg verheiratet lebte, verschied Wilhelm Bielitz dort am 30. Oktober 1910, wurde aber am 2. November j. J. in Schöningen an der Seite seiner Gattin beigesetzt.

Mit Wilhelm Bielitz verschwand die Institution des Landchirurgats, die sich so lange nur noch im Herzogtum Braunschweig erhalten hatte, aus diesem und auch der medizinischen Historie.

Anmerkungen:

¹⁾ Singelmann praktizierte seit 1847. Am 1. November 1856 wurde er zum Landchirurgus ernannt. Am 1. Juli 1872 wurde ihm zusätzlich das Landchirurgat Winnigstedt übertragen. Er verstarb, 82jährig, am 23. September 1895.

²⁾ Dieser promovierte übrigens später zum „Dr. med.“.

³⁾ Pabstorf war s. Zt. zweigeteilt; es unterstand im nördlichen Teil der braunschweigischen, im südlichen der preußischen Landeshoheit.

⁴⁾ Er wohnte Wallstraße Nr. ass 258, heute Nr. 8.

⁵⁾ Er wohnte Neuer Weg Nr. ass. 276, heute Bismarckstraße Nr. 11. Seiner Witwe flog 1881 eine abgeirrte Kugel vom Schießstand der Schützencorporation von 1641 im heutigen Stadtpark in ein offenstehendes Fenster und streifte eine „Frauensperson“, was zur Schließung des Schießstandes und weiter zur Verlegung des Schützenhauses an die Elmstraße führte.

⁶⁾ Zuerst 1885 für die „Maurer- und Steinhauer-Krankenkasse“, dann auch für die sogenannte Knappschaft.

Die Mär vom Ärwesbär *Südharzer Festbrauch*

von Walther Reinboth

Alljährlich am Schützenfest-Montag stehen die Bangebüxen der jüngsten Jugend Walkenrieds ängstlich hinter den Haustüren und warten spannungsgeladen auf den unheimlich anzusehenden Ärwesbären, der unter mörderischem Gelärme mit seiner abenteuerlichen Begleitung durch den Ort zieht. Der Ärwesbär ist aber harmlos, seine Begleitung macht den Lärm nur, um die nötigen Pinunzen einzukassieren, denn die bedrängten Einwohner des Klosterortes müssen sich quasi loskaufen, bevor der Lärm weitergeht, das heißt, der nächsten Zuschauergruppe entgegenzieht.

In den letzten Jahren hat sich im Zeichen der Motorisierung ergeben, daß ein altes gerade noch unter Krach und Rauch sich fortbewegendes Fahrzeug dazu benutzt wird, um die Meute des Ärwesbären und ihn selbst von Platz zu Platz zu transportieren. Dieses Fahrzeug wird mit allerlei Dekorationen versehen, wie Wäscheleinen mit Windeln und Gelumpe, es wird möglichst laienhaft und komisch bemalt, mit Inschriften geschmückt und ist — polizeilich gesehen — wohl nicht mehr ganz abnahmereif, soweit es den Transport von Menschen und Personen, wie es in Dekreten heißt, betrifft.

Da kommt er also an, der Ärwesbär, auf seinem Fahrzeug wie eben beschrieben; die Truppe springt ab, ergreift die Lärmgeräte und bringt sie in die richtige Haltung, und schon beginnt der Spektakel. Ein Landsknechtsständchen ist nichts dagegen. Manchmal schleicht sich sogar eine Melodie ein, aber dann wird bald die Katzenmusik wieder die Führung übernehmen. Alles steht darum herum und staunt über die sagenhaften Figuren, Dirnen, Peijatze (Bajazzos), männliche Kraftprotze, Mädchen mit kolossaler Oberweite, etwas spärlich bekleidet. Es sind aber alles junge Männer. Im Vordergrund wiegt sich und biegt sich töpelfhaft tanzend der Ärwesbär, das Zentrum der Gruppe. So ganz nebenbei tritt an jeden der Zuschauer ein weniger auffällig gekleideter Bursche heran und sammelt in einem Hute Geld. Wenn noch nicht alle etwas gegeben haben, zieht man noch nicht weiter, aber dann gibt's noch einen Dankesmarsch, und plötzlich — wie weiland die Kanoniere des Alten Fritzen — springt alles wieder auf den Wagen, wo der Schofför schon seinen Motor angelassen hat, den er während des Konzertes abgestellt hatte.

Was ist das nun eigentlich, so ein Ärwesbär? Viele machen sich darüber wohl keine großen Gedanken, sie fragen auch nicht, ob es auch anderswo solche Typen gäbe. Es gibt aber auch Zeitgenossen, die sich gegenseitig fragen, was das Theater bedeuten solle, denn so aus der Luft gegriffen und nur um Geld einzusammeln ist das wohl nicht der Brauch.

In Meyer's Konversationslexikon steht nichts vom Ärwesbär, auch nicht wenn wir als kluge Leute unter Erbsbär nachsehen. So heißt nämlich eigentlich das Geschöpf, aber hier im Harz sagt keiner Erbsbär. Wir haben alle mundartlichen Vokale abgeklappert: Arwesbär, Erwesbär, Erbesbär, nein, er ist nicht zu finden. In dem alten Buche von Behrens über den Harz und seine Gebräuche (Hercynia

curiosa), das in Nordhausen 1703 gedruckt worden ist, steht nichts vom Ärwesbär. Auch der Harzburger Forscher Karl Theodor Weigel berichtet nicht über unsere sagenhafte Figur in seinem Buch über die lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße. Er erwähnt aber löblich, daß die Bauern, also die Bewohner des „Landes“ die alten Sitten meist am besten überliefert haben und weiter fortführen; die Bewohner der kleinen Orte sind gegenüber der Vergangenheit und Überlieferung am getreuesten.

Der Nordhäuser Dr. Hans Silberborth schrieb in seinem Buche vom alten Brauchtum in den Landen zwischen Harz und Hainleite vom Erbsbären. Silberborth erwähnt auch, daß es in erster Linie der Wunsch nach einer Spende war, der die jungen Leute am zweiten und dritten Tag der Kirmesse, der Kirchweihfeste, dazu trieb, durch die Aufführung der Erbsbärtruppe die Leute gebefreudigt zu machen. Wie es auch die Bewohner Walkenrieds kennen, wird ein junger Mann mit Erbsstroh umwickelt, der Kopf auch aus Erbsstroh einem Bärenkopfe nachgebildet, wobei nur die Augen freigelassen werden. Dieser „Bär“ wird als Tollpatsch an der Kette herumgeführt, wobei ihn Masken und zigeunerhaft gekleidete Mädchen und Burschen umschwärmen, weil die Zigeuner es verstehen, Geld zu sammeln. Es kommt bekanntlich auch vor, daß Zigeuner als echte Bärenführer durch die Dörfer kommen. Ursprünglich sollten die lärmenden Begleiter die Dämonen aus dem Lande vertreiben, der Erbsbär sollte im Frühjahr während der Zeit der Kirmesfeste den zu vertreibenden und verhöhnten Winter darstellen.

Beim Walkenrieder Schützenfest ist nur noch der Ulk übrig geblieben, die Menschen machen sich über den an Ketten geführten Töpel lustig. Der Gedanke der Dämonenaustreibung wird im Lexikon unter dem Begriff „Maifest“ aufgegriffen. Der Bär stellte den Winter dar, der schließlich nach ausgiebiger Verhöhnung und Lästerung als Graskönig oder Pfingstlummel ins Wasser geworfen wurde, wofür sich der Walkenrieder Ärwesbär doch bedanken würde, er ist auch nur eine Abart des Graskönigs oder Lattichlummels, wie er anderwärts auch genannt wurde.

Der Erbsbär war also nicht nur in Walkenried bekannt, sondern auch in ähnlicher Form, wie beschrieben, in den Dörfern zwischen Harz und Hainleite. Hier am Südharz ist er in unserer Gegend wohl nur noch in Walkenried „im Schwange“.

Wenn in diesem Jahre der Ärwesbär wieder auftritt, wissen wir nun schon etwas mehr über ihn, wir sollen ihn aber gerade darum besonders herzlich begrüßen und seiner Meute unsere Spende freundlich geben. Es lebe der Ärwesbär! Es lebe der Klosterort Walkenried, denn wie die Nordhäuser es ausdrücken:

Der Ohlen Ärwe
looßt nich verdärwe!

So stand es über der Eingangstür im alten Museum in Nordhausen am Friedrich-Wilhelm-Platz.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Dr. Hans Adolf Schultz wurde 65 Jahre alt

Ende August dieses Jahres schied Dr. Hans Adolf Schultz mit Vollendung seines 65. Lebensjahres aus dem Dienst des Landes Niedersachsen als Oberkustos am Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum aus. Damit endet allerdings nicht sein Wirken für Heimatforschung und Heimatpflege im Sinne der Bestrebungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, dessen Vorstand er seit 20 Jahren angehört. Gleichwohl scheint uns sein Übertritt in den Ruhestand der gegebene Anlaß zu sein, um in unserer Zeitschrift mit einem kurzen Überblick über die wichtigsten Lebensabschnitte unseres Heimatfreundes H. A. Schultz eine zusammenfassende Würdigung seiner Tätigkeit als Heimatforscher und Heimatpfleger zu verbinden.

Geboren als Lehrerssohn in Braunschweig am 27. August 1909, hatte Hans Adolf Schultz nach dem Besuch der Volksschule und des Gymnasiums Martino-Katharineum in seiner Vaterstadt die Fächer Vorgeschichte, Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik an den Universitäten Jena, München und Halle studiert und 1934 in Jena mit einer Dissertation über die vor- und frühgeschichtlichen Steingeräte des Braunschweiger Landes und ihre kulturelle Einordnung zum Dr. phil. promoviert. Von 1935 bis zu seiner Einberufung zum Wehrdienst im Zweiten Weltkriege wirkte er als Leiter der Bezirksstelle Oberlausitz des Landesamtes für geschichtliche Denkmalpflege beim Oberpräsidium der Prov. Niederschlesien zuerst in Görlitz am Museum Kaisertrutz und zuletzt in Breslau. Als Soldat bei Kriegsende in französische Gefangenschaft geraten, kehrte er erst 1948 in die Freiheit zurück und fand damals seine aus Schlesien vor den heranrückenden Russen nach Westen geflüchtete Familie in seiner alten braunschweigischen Heimat wieder. Nach schwierigen Übergangsjahren, in denen er sich mit beruhsfremder Arbeit den Lebensunterhalt verdienen mußte, erhielt er 1952 auf Grund seiner Versorgungsansprüche als vertriebener Beamter aus Ostdeutschland die Stelle eines Wissenschaftlichen Sachbearbeiters für die Abteilung Landesgeschichte am Braunschweigischen Landesmuseum, die 1965 in eine planmäßige Beamtenstelle mit der Dienstbezeichnung „Kustos“ bzw. „Oberkustos“ umgewandelt wurde.

In dieser Stellung sah er neben der Erledigung der laufenden Verwaltungsaufgaben für die landesgeschichtlichen Sammlungsbestände des Museums seine Hauptaufgabe von Anfang an darin, durch archivalische und archäologische Untersuchungen die Entstehungsgeschichte solcher mittelalterlichen Burganlagen und Kirchengebäude aufzuhellen, über die in den Inventarbänden der Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig und des Kreises Goslar wie auch in der sonstigen heimatkundlichen Literatur nur unzureichende oder gar vermutlich unrichtige Angaben gemacht worden waren. Ausgestattet mit dem schon während des Studiums und der schlesischen Dienstjahre gewonnenen Erfahrungen in der Anwendung neuzeitlichen Ausgrabungsmethoden, konnte er bei der Freilegung



von Erdwällen, Mauerzügen, Herdstellen, Heizungsanlagen, Brunnen und dergleichen durch Schnitte und Flächenabdeckungen im Gelände viele Erkenntnisse über Abmessungen, Grundrißformen, Alter, Zweckbestimmung und Schicksale historischer Stätten unserer Heimat gewinnen, die weit über das früher von ihnen Bekannte oder Vermutete hinausgingen. Die vergleichende Auswertung der bei den Grabungen geborgenen Gefäßscherben und Kleingeräte von den verschiedenen Untersuchungsplätzen erbrachte dabei über die örtlichen Befunde hinaus wichtige neue Gesichtspunkte für die allgemeine Typenentwicklung und Altersschichtung der mittelalterlichen Keramik, Waffen und Kleingeräte unseres Raumes.

In zahlreichen Vorträgen und Veröffentlichungen hat H. A. Schultz die Ergebnisse seiner Grabungen seinen Fachgenossen wie den geschichtlich interessierten Heimatfreunden zugänglich gemacht. Es würde hier zu weit gehen, sie einigermaßen vollständig aufzuführen. Genannt seien nur die umfangreichen Berichte in verschiedenen Jahrgängen des Braunschweigischen Jahrbuches über die Untersuchungen an der ehemaligen St. Jacobskirche in Braunschweig (Bd. 36, 1955, S. 5 ff.), der Doppelkapelle St. Ludgeri in Helmstedt (Bd. 37, 1965, S. 5 ff.), der Burg Lichtenberg (Bd. 39, 1958, S. 55) und der Burg Warberg (Bd. 45, 1964, S. 14 ff.) sowie vor allem die unseren Lesern besonders vertrauten kleineren Aufsätze, welche er in unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ veröffentlicht hat. Unter ihnen befaßten sich die folgenden mit Geländeuntersuchungen: „Die Landwehr der Stadt Braunschweig“ (1954, S. 73 ff.), „Spuren

einer früheren Stadtmauer in Braunschweig auf dem Grundstück der ehemaligen Martinsschule" (1956, S. 29 ff.), „Die Magnikirche im Blickfeld weiterer Untersuchungen" (1956, S. 97 ff. und 1959, S. 92 f.), „Der Abbruch des Haupttores der Burg Dankwarderode" (1956, S. 137), „Hohen-Neinstedt, ein wüstgewordenes Dorf bei Ingeleben" (1957, S. 102 ff.), „Das Problem der ‚Bergfried-Kirche‘ in den Lochtumer Kirchbauten" (1958, S. 7 ff.), „Der Bergfried in Hedeper" (1958, S. 65 ff.), „Wo lag das ‚castum Schladheim‘?" (1959, S. 1 ff. und 48 ff.), „Läßt sich das Alter der Kirche in Wetzleben ermitteln?" (1960, S. 79 ff.), „Die Elmsburg, Stand der Untersuchung am 15. November 1960" (1960, S. 107 ff.) und „Die Hindenburg bei Badhausen" (1968, S. 10 ff.).

Es waren aber nicht nur Geländeuntersuchungen, durch die H. A. Schultz das Wissen von historischen Stätten unserer Heimat zu mehreren trachtete, sondern auch Nachforschungen nach bisher ungenutzten schriftlichen Quellen in den Archiven und mündlichen Überlieferungen kenntnisreicher alter Dorfbewohner, mit denen er bei seinen vielen Fahrten übers Land dank seinem ungezwungenen, kontaktfreudigen Wesen immer schnell ins Gespräch kam. Durch die Ausschöpfung dieser beiden Arten von Quellen konnten die Beschreibungen von Baudenkmalen und Siedlungsplätzen in den Inventarbänden der „Bau- und Kunstdenkmäler" unseres Landes in vielen Einzelheiten ergänzt werden. Auch das fand seinen Niederschlag in zahlreichen Aufsätzen von H. A. Schultz für die ‚Braunschweigische Heimat'. Es sind „Verschwundene Barockschlösser des Braunschweiger Landes" (1962, S. 10 ff., 55 ff. und 80 ff.), die topographischen Angaben über Orte des Landes um Assel und Osel, des braunschweigischen Leinetales und des Vorsfelder Werders in der mit Flechsig und Schridde zusammen bearbeiteten Aufsatzreihe „Kennst du die Heimat?" (1965, S. 33 ff., 80 ff. und 113 ff.), „Die Windmühlen im Gebiet der Stadt Salzgitter" (1968, S. 82 ff.), „Die Wassermühlen im Gebiet der Stadt Salzgitter" (1969, S. 19 ff.), „Verbirgt sich in dem ‚Tempelhof‘ zu Harxbüttel eine mittelalterliche Burganlage?" (1969, S. 61 ff.) und die Reihe „Verborgene historische Stätten" (1971, S. 1 ff., 33 ff., 89 ff. und 113 ff.; 1972, S. 1 ff., 33 ff., 68 ff. und 97 ff.; 1973, S. 1 ff., 33 ff. und 83 ff.; 1974, S. 8 ff., 33 ff.), die weiter fortgesetzt wird.

Aus dem Bestreben, die Inventare der ‚Bau- und Kunstdenkmäler' weiter zu vervollständigen, erwachsen auch die Bestandsaufnahmen über „Die letzten Braunschweiger Kemnaten" (1955, S. 6 ff.), „Die Särge in den Gräften des Braunschweiger Domes" (1956, S. 77 ff.), „Die Grabmale in braunschweigischen Kirchen" (1962, S. 106 ff.; 1963, S. 1 ff., 36 ff., 75 ff. und 100 ff.; 1964, S. 5 ff., 46 ff. und 78 ff.). Schultz befaßte sich aber nicht nur mit den Bau- und Kunstdenkmalen der Vergangenheit, sondern nahm sich auch der Beschreibung neu geschaffener Sakralbauten und ihrer Ausstattung an, wohl wissend, daß deren Entstehungsgeschichte in unserer kurzlebigen Zeit bei schwach entwickeltem Sinn vieler Zeitgenossen für historische Dokumentation allzuleicht in Vergessenheit geraten möchte. Dieser Überlegung entsprangen die Aufsätze über „Die Kirchenneubauten im Stadtgebiet Salzgitter" (1968, S. 107 ff. und 1969, S. 96 ff.). Demselben Bestreben, baugeschichtliche Ereignisse der Gegenwart vor dem Vergessenwerden zu bewahren, dienten der Bericht „St. Marien, die ehemalige Archidiakonatskirche in Nettlingen, ging in Flammen auf" (1970, S. 4 ff.) und die Nachrufe auf die dem Braunkohlentagebau im Kreis Helmstedt zum Opfer gefallenen Dörfer Wulfersdorf (1969, S. 128 ff.) und Alversdorf (1969, S. 49 ff. und 1972, S. 64).

Bei allen seinen Veröffentlichungen veranschaulichte H. A. Schultz die beschriebenen Bauten durch Abbildungen, um damit ihr Aussehen oder ihren Grundriß dokumentarisch für die Nachwelt festzuhalten. Den gleichen Zweck verfolgte die unabhängig von Aufsätzen erfolgende Veröffentlichung meist eigener Aufnahmen von Bau- und Kunstdenkmälern des Braunschweiger Landes als Beilagen auf Kunstdrucktafeln in den Jahrgängen 1958—1962 unserer Zeitschrift. Die dort dargebotenen 136 Ansichten von Kirchen, Burgen, Schlössern, Bürger- und Bauernhäusern sollten eine Auswahl der wichtigsten architektonischen Sehenswürdigkeiten unseres Raumes denen vor Augen führen, die nicht im Besitz der seit langem vergriffenen Inventarbände der „Bau- und Kunstdenkmäler“ des Herzogtums Braunschweig und des Kreises Goslar sind, und damit das Interesse für Erhaltung und Pflege dieses Kulturerbes beleben.

Das war das Anliegen unseres Freundes Schultz auch bei den ungezählten Studienfahrten des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, die unter seiner Leitung seit 1954 kreuz und quer durch das Braunschweiger Land und seine weitere Umgebung führten, sowie bei der häufigen Vorführung von Farbdias auf den Monatsversammlungen des Vereins, wobei er immer wieder andere Serien aus dem schier unerschöpflichen Vorrat des allein durch seine eigenen Aufnahmen auf rund 2000 Nummern angewachsenen Lichtbildarchivs des Landesvereins zusammenstellte.

Neben seinen Verdiensten um die Verbreitung heimatkundlicher Kenntnisse darf aber sein Einsatz in anderen Bereichen des Heimatschutzes nicht vergessen werden. Seiner umsichtigen Kassenführung seit 1954 verdankt es unser Landesverein, daß er bis jetzt finanziell immer in der Lage war, die Vereinsdrucksachen einschließlich der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ in ansprechender Ausstattung herstellen zu lassen und zu versenden sowie Studienfahrten und Vortragsveranstaltungen planmäßig durchzuführen. Auch die organisatorische Vorbereitung der Studienfahrten lag in den Händen von H. A. Schultz. Ferner war er maßgeblich beteiligt an der Bildung einer Arbeitsgemeinschaft aller an Naturschutz, Landschaftspflege und Umweltschutz interessierten Braunschweiger Vereine und Dienststellen. Die notwendigen Erfahrungen für eine so vielseitige Wirksamkeit in fachlichen und organisatorischen Bereichen der Heimatschutzarbeit hatte er schon vor dem Eintritt in unseren Verein während der Jahre 1936—1939 als geschäftsführendes Vorstandsmitglied des Niederschlesischen Heimatbundes erworben. So war es denn kein Wunder, daß sich auch der Niedersächsische Heimatbund die Fähigkeiten dieses kenntnisreichen Mannes nutzbar machen wollte und ihn 1960 als Vertreter der braunschweigischen Interessen in den Vorstand dieser Dachorganisation der niedersächsischen Heimatvereine berief.

Jetzt, wo der Fünfundsechzigjährige der Berufspflichten ledig ist und frei über seine Zeit verfügen kann, erhoffen wir von ihm die verstärkte Fortsetzung seines Wirkens für Heimatforschung und Heimatpflege zu seiner eigenen Befriedigung und zum Nutzen der Allgemeinheit. Daß ihm dafür noch viele Jahre hindurch Gesundheit und Spannkraft beschieden sein mögen, wünscht ihm sein alter Kollege und Verfasser dieser Zeilen, Werner Flehsig, und namens des Vorstandes und der dankbaren Mitglieder des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz der Vorsitzende Walter Geffers.

Neues heimatliches Schrifttum

Robert Schaper, Das Helmstedter Häuserbuch, Teil I, Heft 1. 1974, in „Zwischen Hausmannsturm und Walbecker Warte“, Schriftenreihe aus dem Helmstedter Stadtarchiv, Nr. 14.

Nach eigenen Gesichtspunkten hat R. Schaper in mühseliger Kleinarbeit das Helmstedter Häuserbuch zusammengestellt, dessen Teil I nun erschienen ist. Er behandelt die Helmstedter Altstadt. Alphabetisch sind die Straßen nach ihren Haus- und ass.-Nummern mit den Besitzern in chronologischer Reihenfolge angeordnet.

An diesen Hauptteil sind in übersichtlicher Form verschiedene Register angeschlossen, so 1. ein Namensregister, 2. ein Ortsregister, 3. ein Berufsregister, 4. ein Sachregister und 5. ein Straßen- und Flurnamenregister. Den Abschluß bildet ein Quellenverzeichnis. Aus dieser Aufzählung ist die große Systematik zu erkennen, mit der das Buch angelegt ist.

Herrn Schaper muß für diese Arbeit gedankt werden, denn aus seiner freien Initiative hat er ein Häuserbuch geschaffen, das für viele eine wichtige Grundlage aller weiteren Arbeiten sein wird.

Schultz

Kurt Mohr, Harz — Westlicher Teil. Sammlung Geologischer Führer, Bd. 58, mit einer geologischen Übersichtskarte, 18 Routenkarten und 33 Abbildungen. Berlin und Stuttgart 1973.

Gegliedert in einen Allgemeinen Teil, der die Geologie des Westharzes darlegt, und einen speziellen Teil, in dem die Routen für 16 Eintagsexkursionen geologisch beschrieben sind, bietet dieser Führer sowohl dem Fachmann wie dem interessierten Laien interessante Aufschlüsse für das Studium des Harzes. Dem allgemeinen Teil

ist ein Überblick über die Gesteine des Harzes beigegeben. Im speziellen Teil sind für einzelne Geländepunkte sowohl die Tektonik und Stratigraphie wie die vorhandenen Gesteine erläutert.

Ein Sach- und ein Ortsregister dienen der Erschließung des reichhaltigen Bandes, während ein ausführliches Literaturverzeichnis zu weiterer Lektüre anregt.

Claus Rauterberg, Bauwesen und Bauten im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel zur Zeit Carl Wilhelm Ferdinands 1780—1806 (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe B, Bd. 1). Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig 1971.

In vorbildlicher Klarheit hat der Verfasser das Bauwesen des Mittelstaates Braunschweig in einer Zeit, in der der hiesige fürstliche Hof bestimmend auf das deutsche Geistesleben der Aufklärung einwirkte, aufgerollt. In dieser Epoche kam es unter starkem Einfluß des Landesfürsten zum Wandel der Bauaufgaben und ihrer künstlerischen Gestaltung. Nicht mehr barocker Pomp, sondern Nützlichkeit war oberstes Prinzip. Dennoch wurde in den repräsentativen Bauten ein beachtliches künstlerisches Niveau erreicht, wie der Verfasser belegen kann. Dem ersten, allgemeinen Teil des Buches, der die wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen des Bauwesens darlegt, folgt ein zweiter Teil, der die einzelnen Gruppen von Neubauten der Zeit behandelt. Es zeigt sich dabei, daß der Schwerpunkt der Tätigkeit im Bereich der Stadt Braunschweig liegt, aber auch das ländliche Bauwesen beachtliche Förderung erfährt. — Angefügt ist ein detaillierter Katalog der Bauten mit Stichworten zur Planungs- und Baugeschichte sowie dem Nachweis von Archivalien und Plänen von den Bauten.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

60. Jahrgang

Dezember 1974

Heft 3/4

Verborgene historische Stätten

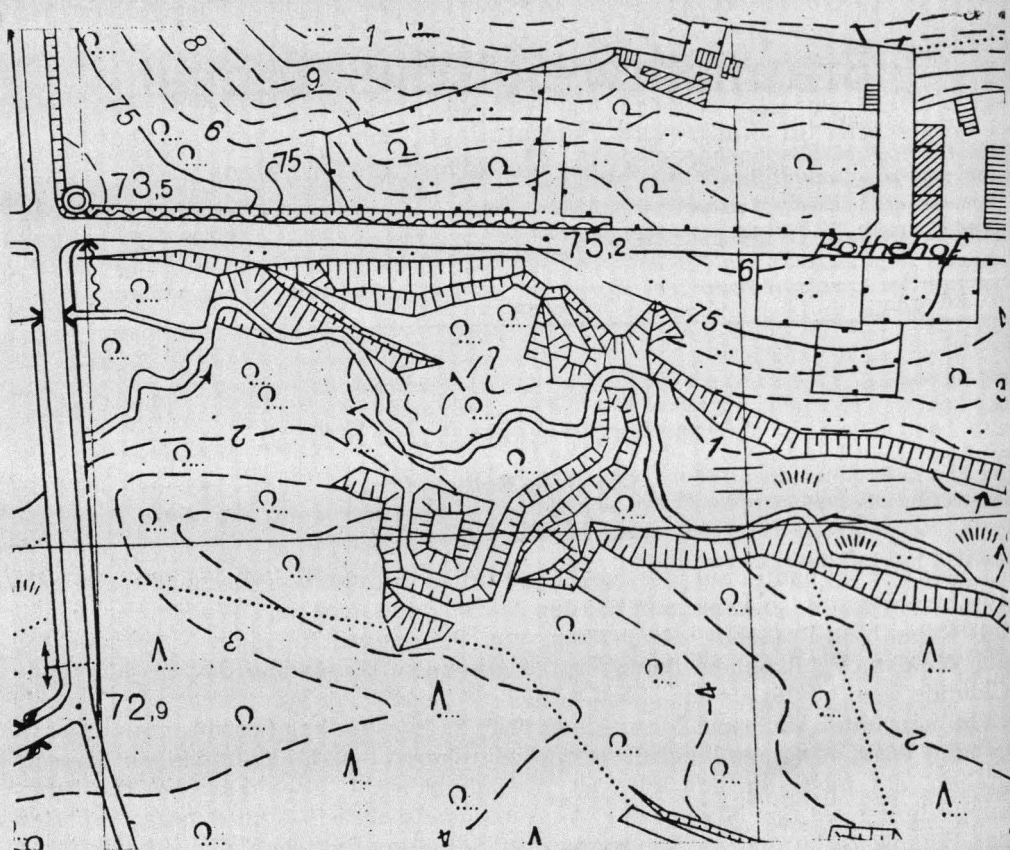
Die Burg Rothehof *)

von H. A. S c h u l t z

Fährt man heute auf der verkehrsreichen Straße von Braunschweig nach Wolfsburg-Mitte, so kann man bei der Abzweigung nach dem Wolfsburger Stadtteil Rabenberg-Rothehof, etwa 300 m von ihr entfernt in einer Wegegabelung ein Waldstück mit hohem Baumbestand erkennen. Dieses und das anschließende Gelände wird häufig als das „Idyll Rothehof“ bezeichnet. Inmitten dieses Zwickels sieht man unter Laub und Moos einen nach Südwesten halbkreisförmig vorspringenden Wall, der einen länglich runden „Burgkern“ umschließt und einen Wassergraben, der im Osten den äußeren Wall durchbricht. Etwa 5 m liegt die Burgkuppe höher als das Niveau des Wasserspiegels. Es ist — im dunklen Schatten der Bäume verborgen — der letzte Rest der Burg Rothehof, die sicherlich seit vielen Jahrhunderten — vielleicht schon seit Erbauung der Wolfsburg wüst liegt. Ob sie der Stammsitz der angesehenen Herren von Bartensleben sein kann, wie es im Schrifttum *) häufig vertreten wird, ist fraglich, Namensänderungen dürfen dabei zwar nicht stören, da sie häufig vorkommen. Auch J. F. Danneil, 1847 (I, 8 B, S. 513) versucht seine Ansicht vorsichtig und umschreibend auszudrücken: „Rothehof kam früher an die von Bartensleben als die Wolfsburg.“

Betrachtet man das allgemein-geographische Bild, so erkennt man hier eine der schmalsten Stellen (etwa 700 m) der besonders im Mittelalter sehr schwer zu überquerenden Niederung im Aller-Urstromtal. Ähnliche, allerdings weniger günstige Stellen boten sich an: flußaufwärts bei Vorsfelde und flußabwärts bei Stellfelde. Es ist verständlich, daß man diese drei Furten ausbaute und sie mit Burgen sicherte. Ein Modell im Wolfsburger Heimatmuseum von Oberstudienrat Arndt veranschaulicht diesen geographischen Befund sehr deutlich. Im Mittelalter hat man verständlicherweise diese Übergänge sehr sorgfältig gehütet und planvoll gesichert.

Die „Siedlung Rothehof“ lag 3½ km südlich von Alt-Wolfsburg. Sie wurde am Hangfuß auf der Südseite des Rotheberges, unmittelbar am Rande der Stemmelriede, eines schmalen Bachlaufes, erbaut. Von dem ihr gegenüber liegenden Waldbezirke des Rabenberges wurde sie durch vier Teiche getrennt, die bereits 1595 als Fischteiche genutzt wurden. Die Ziegel-, Frauen-, Kummer- und der Kleine Schillerteich liegen dicht hintereinander gereiht in der Aue der Stemmel-



Alte Aufmessung der Burgreste



Blick auf die 1935 noch erhaltenen Reste der Burg

(Foto: W. Naucke)

riede. Künstlich aufgebaute Erdwälle sorgten für die notwendige Wasserhaltung. Ehemals dienten sie den Herren von Bartensleben und später den Grafen von der Schulenburg zur Fischzucht. Der Zeitpunkt ihrer Anlage ist jedoch zweifelhaft. Im Bartenslebener Teilungsvertrag (1595) wurde der Große und Kleine Schiller-
teich mit drei weiteren Teichen als Familienbesitz genannt. Der Ziegelteich war ursprünglich eine Tonentnahmestelle für die Ziegelei in Rothehof.

Über die Siedlung bzw. das Dorf Rothehof bestehen Unklarheiten. Nach W. R. Krusch (Wolfsburg, in „Braunschweiger Geographische Studien“, Heft 2, 1966, S. 111) ergeben sich die Fragen: War es ein Einzelhof? War es ein Vorwerk? War es ein Dorf? In der Darstellung der Burg spielen diese Erwägungen nur eine untergeordnete Rolle. Nach Krusch muß man wohl eine Mittellösung sehen: Vielleicht war Gut Rothehof ein Sammelbegriff für eine ländliche Siedlung Rothehof, für die Burg Rothehof und für das Gut Rothehof. Wahrscheinlich ist, daß diese drei nicht zur gleichen Zeit bestanden haben. So wird 1362 „ein besonderer Vorwerk“ der von Bartensleben „den rothen Hoff genannt“ erwähnt (Krusch a. a. O. S. 215, U. F. Manecke, 1858, II, § 4, S. 223 ff.).

Doch zurück zu der Burg — ohne Zweifel war sie für Sicherungszwecke mit einem Wartturm aufgebaut, wie mehrfach in allgemeinen Schilderungen erwähnt ist. Unklar bleibt das Jahr der Entstehung. 1301 wird sie bereits urkundlich erwähnt, als die beiden Brüder Burkhard und Günzel von Bartensleben aus der Altmark als Vögte nach Hehlingen kamen. Vielleicht ist der Ausbau der Burg als Wohnsitz mit dem Zweig derer von Bartensleben auf der Burg Vorsfelde (Mitte 13. Jahrh.) in Zusammenhang zu sehen. (Krusch, S. 215). Am 3. Oktober 1304 überläßt der Edle Konrad von Warberge zu Sommerschenburg der Gemahlin Günthers von Bartensleben, Cunigunde, Rothehof und Zubehör mit zwei Höfen in Klein Hehlingen (Regesten Archiv Magdeb. III, 468.). 1362, 22. September, werden die von Bartensleben auf der Wolfsburg als Besitzer des „Rothen Hofes“ genannt, dazu gehörend Schwenkendorf, Wellekamp, das „wüste Holz“. 1643 verkaufte Heinrich von Bartensleben, da sein Zweig auf Rothehof sich dem Aussterben näherte, seine Erbgüter an seine Vettern auf der Wolfsburg, die 1474 damit beliehen wurden. In dem Lehnbrief des Herzogs Friedrich von Braunschweig gehörten zu Rothehof ferner die Dörfer: Groß Hilgendorf, Hattorf, Honlage, Allersbüttel, Klein Hehlingen und die Nieder-Mühle, die sogen. Schillermühle. Klein Hehlingen wird noch 1474 wüst; der Acker kam größtenteils zu Nord-Steimke, wovon Wolfsburg den Zehnt erhielt.

Seit Beginn des 16. Jahrhunderts kann Rothehof vielleicht erst als Siedlung bezeichnet werden. Die Burg war sicherlich verfallen, ein Steinbruch wurde aufgemacht und der Grundstock für eine Ziegelei gelegt. Das Kerngut bestand wohl bis zum 30-jährigen Kriege, in dem es zerstört wurde. Seit dieser Zeit wird ein Teil von Wolfsburg aus bewirtschaftet.

Da Urkunden über die Burg sehr spärlich sind, war dieser Seitenblick auf die Siedlung Rothehof erforderlich. Der Verfall der Burg, die sicherlich nur im 12.—13. Jahrhundert einen echten strategischen Wert gehabt hat, ging stetig voran. Noch im 17. Jahrh. soll der alte Burggraben mit dem Aufgang zur Burg vorhanden gewesen sein.

Planmäßige Grabungen haben noch nicht stattgefunden. Sie waren mehrfach von Oberstudienrat Arndt vorgesehen. Nach Auskunft von O. Lüders haben zweimal zu verschiedenen Zeiten Wolfsburger Einwohner in der Anlage gegraben und dabei auch Mauerwerk gefunden. Leider bestehen aber hierüber keine Berichte. Im Heimatmuseum Wolfsburg liegen Scherbenfunde, die dem 11.—14. Jahrhundert zuzuordnen sind. Sie bestätigen damit das hohe Alter der Burg Rothehof.

*) Ein Schrifttumsverzeichnis kann hier leider nicht gegeben werden. Interessenten bitten wir, sich mit dem Verfasser selbst in Verbindung zu setzen.

Olpersche Feldbestellung im Wandel der Zeit

Von Hans Lindemann

Wenn demnächst die Arbeiten an der Braunschweiger Westtangente wieder aufgenommen werden, treffen die schürfenden Bagger auf die Feldmark der ehemaligen Vorortgemeinde Olper. Diese ist bisher im Unterschied zu den übrigen Randgebieten der Stadt von der neuzeitlichen Bautätigkeit fast unberührt geblieben. Die Siedlungen Neu-Lehndorf und Kanzler Feld haben zwar die Stadt nach NW hin stark ausgeweitet, doch zwischen ihnen und der Okerniederung konnten die Olperschen Bauern auf den Äckern ihrer Tätigkeit fast ungestört nachgehen und so in unmittelbarer Stadtnähe eine unangetastete Ackerflur erhalten. Das soll nun anders werden! Da mag ein Rückblick auf eine 1000 Jahre alte bäuerliche Kulturarbeit am Platze sein!

Es soll hier nicht von den mühseligen Rodungen die Rede sein, mit welchen die ersten Bewohner des alten Elbere dem feuchten und waldreichen Boden das Ackerland abzugewinnen suchten, auch nicht von den Angerflächen, die, wie den im 18. Jahrhundert immer wiederkehrenden Klagen zu entnehmen ist, für das Vieh der 38 Kotsassen und 21 Brinksitzer viel zu klein waren, sondern von der Feldbestellung; denn sie weist einige bemerkenswerte charakteristische Züge auf. Zwar kannte man von Anfang an wie auch in anderen Dörfern den Getreideanbau, vor allem den des Roggens, dem in weitem Abstände Hafer- und Gersteanbau folgten. Doch dienten in Olper die auf dem leichten Boden gewonnenen spärlichen Kornerträge nur dem Eigenverbrauch für Menschen und Tiere. Anders verhielt es sich mit dem *Flachs*, der, von Frauen und Mädchen gesponnen und z. T. noch von Leinwebern verarbeitet, als Handelsware veräußert wurde. 1682 bezeichneten Olpers Bauern ihren Flachs als „das fürnehmste Stück“ ihres Ackerbaues, „für arme Bauersleut schier das beste Mittel, die monatliche Kontribution aufzubringen“. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verschwanden die blaßblau blühenden Flachsfelder, verdrängt von dem Jute- und Baumwollbezug aus dem Ausland. Aber mit der *Hopfenkultur* besaßen Olpers Bauern schon seit dem Mittelalter noch eine andere einträgliche Bargeldquelle. Die Nähe der Stadt des Bierexportes kam ihnen dabei zugute. Da die Hopfengärten der Brauer vor den Toren der Stadt den Bedarf an Hopfen nicht zu decken vermochten, belieferte Olper (mit Lehndorf und den Dörfern des Eichgerichts) das städtische Braugewerbe mit den begehrten aromatischen Hopfendolden. Der Feldbeschreibung von 1727 verdanken wir einen genauen Einblick in den erheblichen Umfang des Olperschen Hopfenbaues; seine Anbaufläche betrug nicht weniger als 125 Morgen. Dem stolzen Bericht zufolge beanspruchte jede Hopfenkuhle 4 Stangen; die Dorfflur war daher bei 86 281 Hopfenkuhlen mit 345 124 Hopfenstangen bespickt! Diese Hopfenanlagen waren kleinflächig fast über die ganze Feldmark verstreut; denn der Begriff der großräumig angelegten Plantagen war den alten Zeiten noch fremd. So verteilte sich z. B. die etwa 4 Morgen umfassende Hopfenanlage des Stiftsmeiers Jürgen Bosse auf 8 in der ganzen Feldmark verteilte Parzellen.

Als städtisches Pfahldorf war Olper verpflichtet, die ganze Hopfenernte grün und möglichst frisch, nicht naß und möglichst ohne Blätter und Ranken auf dem Stadtmarkt zu bringen und dort „zum feilen Kauf zu stellen“. Der Ankauf erfolgte hier unter Aufsicht vereidigter städtischer Hopfenmesser, damit weder

Käufer noch Verkäufer benachteiligt werden konnten. Den Hopfenhandel betrachtete man eben als „ein bürgerliches Geschäft unserer Stadt“. Getrocknet gelangte dann der Hopfen in den Großhandel. Konnten die Olperschen Bauern in der nahen Stadt ihren bekannt guten Hopfen mühelos absetzen, so waren sie doch oft nicht damit einverstanden, daß die Bürger den Preis bestimmten; sie suchten daher die städtische Hopfenkontrolle zu umgehen. Um aus ihrer Ernte höheren Gewinn zu erzielen, mieteten sie — nachweislich im Jahre 1767 — in der Stadt Börden (z. B.



Alte Hopfenscheune in Braunschweig-Olper

(Foto: H. Lindemann)

auf der Breiten Straße, der Langen Straße, der Gördelingerstraße, Hintern Brüdern, Hagenbrücke u. a.), um selbst ihre Ware „aufzudrögen“ und dann auf eigene Rechnung zu verkaufen. Es gelang ihnen auch, ohne städtische Vermittler unmittelbar aus dem Dorf den grünen Hopfen an fremde Aufkäufer preisgünstig abzugeben. So gab es auf diesem Gebiet für die Stadt „mancherlei confusiones und Zerrüttung“ (1668). Mit strengen Verboten suchte sie dem zu begegnen, nicht zuletzt auch, um den guten Ruf des „Braunschweiger Hopfens“ zu sichern. Denn der von manchen Bauern mangelhaft zubereitete oder auch der mit schlechter auswärtiger Ware vermischte Hopfen drohte den guten Braunschweiger Hopfen in den letzten Jahrhunderten in Verruf zu bringen. Deshalb wurden die Hopfensäcke mit einwandfreier Ware mit dem Stempel des Braunschweiger Löwen versehen; zweifellos kam auch dem Olperschen Hopfen dieses Gütezeichen zu! Er galt als der beste des Landes, sollte es selbst mit dem böhmischen Hopfen aufnehmen und wurde um 1800 vielfach besser bezahlt als der berühmte Hornburger. Der gute Ruf, den diese Olpersche Spezialkultur genoß, veranlaßte Hassel und Bege, in ihrer Geographisch-historisch-statistischen Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg (1802) Olper „das Vaterland des Braunschweiger Hopfens“ zu nennen. Olpers Ruf muß sogar bis Mecklenburg gedrungen sein! Wie Fritz Reuter in seiner „Reise nach Braunschweig“¹⁾ erzählt, nahm sein

Vater, ein tatkräftiger, am Brauereiwesen interessierter Landwirt in dem Städtchen Stavenhagen, den 13jährigen Knaben 1823 mit auf eine Reise nach unserer Stadt. Schon einen Tag nach ihrer Ankunft fuhren sie „nach dem nahe bei Braunschweig gelegenen Dorfe Olper ²⁾“, wo Vater den Hopfenbau studierte“. Erst um 4 Uhr nachmittags kamen sie zurück und besichtigten noch Schloß und Burgplatz. Die zeitliche Aufteilung des Besichtigungsprogramms läßt vermuten, daß die Reise nach Braunschweig in erster Linie der landwirtschaftlichen Attraktion vor dem



Olpers Feldmark im Jahre 1932
(Historischer Atlas der Stadt Braunschweig)
—— Feldmarksgrenze nach der Separation 1873

Petritor gegolten hat. — Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam der Hopfenbau im Raum Braunschweig völlig zum Erliegen; der wegen seiner Güte besonders geschätzte Olpersche Hopfen hatte dabei noch die längste Lebensdauer. Bis in die letzte Zeit hinein erinnerten auf 2 Kothöfen Lukenreihen in steilen Scheundächern daran, daß hier im vorigen Jahrhundert auf geräumigen Böden die letzten Hopfenernten getrocknet wurden.

Inzwischen hatte sich für das stadtnahe Olper eine neue Einnahmequelle aufgetan, der Cichorienanbau. Zum Ersatz für den um 1680 in Deutschland eingeführten teuren Überseekaffee hatte man versucht, mit dem Rosten von Roggen, Weizen, Feldbohnen, Eicheln und gar roten Rüben ein billiges Volksgetränk herzustellen. Ein ab 1769 von Major von Heine, Holzminden, hergestelltes Kaffeepulver aus gerösteten und zerkleinerten Wurzeln der Wegwarte (Cichorie) trug schließlich den Sieg davon. Von Heine und sein Teilhaber Förster gründeten 1770 in der Stadt Braunschweig die erste Cichorienfabrik; ihr folgten bald andere wie die von Joh. Gottl. Hauswaldt (auf dem Wendenwall), Grassau und Bleibtreu (auf dem Werder, später auf der Goslarschen Straße). 1792 gab es in Braunschweig

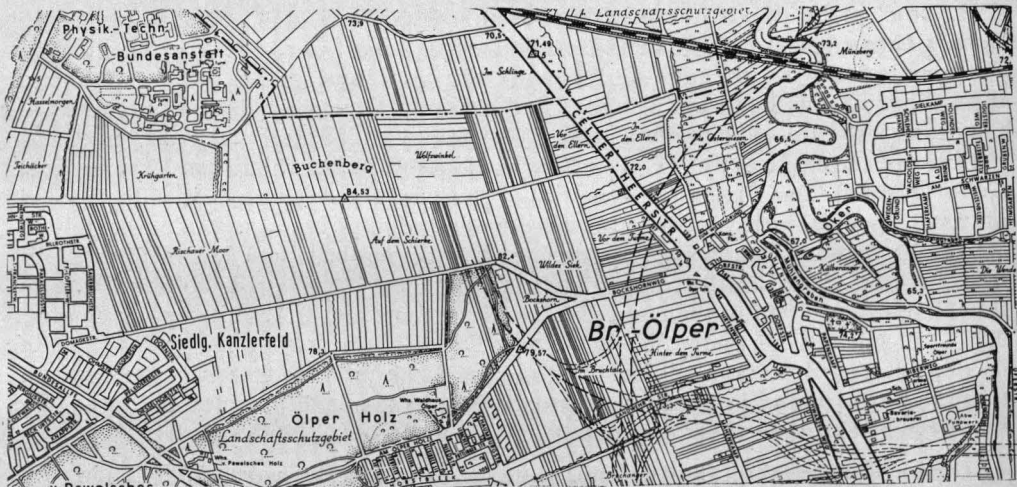
bereits 10 Cichorienfabriken; um 1800 standen schon 24 Braunschweiger Cichorienfabriken in freiem Wettbewerb miteinander³⁾). Von den 115 000 Talern, die um 1800 der im In- und Ausland beliebt gewordene Kaffee-Ersatz an Gewinn einbrachte, profitierten außer den Händlern auch die Bauern, die in kluger Ausnutzung der Konjunktur die Cichorienwurzeln anbauten. Die Nähe der verarbeitenden Produktionsstätten kam der Olperschen Landwirtschaft ganz besonders zugute. Schon 1802 vermerkten Hassel und Bege, daß Olper außer Hopfen „viele Cichorien“ ziehe. Noch heute erzählt man sich im Dorf, daß, als sich einst zwei Bauersleute oben an der Olperschen Holzecke trafen, der eine von ihnen unter Hinweis auf die rauchenden Cichoriendarren der Stadt gesagt habe: „Saulange dise Cigarren in Bronswik rouket, sind wi an'n Groschen Geld ekommen.“ — Olper lieferte im allgemeinen seine Cichorien, in Säcken verpackt, nach der Fabrik von Schmidt auf der Celler Straße (gegenüber dem heutigen Krankenhaus Celler Straße). Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts gab es auch in Olper selbst am Dorfausgang nach Watenbüttel auf dem Grundstück Nr. ass. 86 eine Annahmestelle der bedeutendsten Braunschweiger Cichorienfabrik von Ludw. Otto Bleibtreu, welche hauptsächlich von den umliegenden Ortschaften beliefert wurde. Der Name dieses Unternehmens, das erst kurz vor dem 2. Weltkriege nach einer über 150 Jahre währenden Kaffee-Ersatz-Fabrikation seinen Betrieb einstellte, ist den älteren Braunschweigern noch ebenso bekannt wie dessen blaue, walzenförmige Cichorienpackungen mit dem werbewirksamen Bild eines Soldaten, der von seinem Liebchen Abschied nimmt mit den Worten: „Bleib mir treu!“

Der Vollständigkeit halber muß nun noch vermerkt werden, daß sich die Olperschen Bauern auch im T a b a k b a u versuchten. Viel Rühmliches ist dem allerdings nicht nachzusagen; bemerkenswert ist allein die Feststellung, daß auf der Feldmark jede sich bietende Gelegenheit zu einem Nebenerwerb erprobt wurde.

Inzwischen hatte sich in der neueren Zeit die Olpersche Landwirtschaft zwei anderen einträglichen Erwerbsmöglichkeiten zugewandt, dem R ü b e n - und dem S p a r g e l b a u. Wieder kam die Anregung dazu aus der nahen Stadt. Hier versuchten sich Kaufleute ab 1836 in der Zuckerherstellung aus Rüben. So verarbeitete die Seeligersche (vorher Dommerichsche) Fabrik an der Pflegehausstraße täglich etwa 70 Zentner Rüben. Es waren dies gewöhnliche Futterrüben, die meist von Bauern aus Olper und Umgebung angeliefert wurden; sie erbrachten nur 8⁰/₁₀₀ Zucker. Nach einer dem Verf. vorliegenden Niederschrift war die Fabrikationstechnik denkbar mangelhaft. Die Rüben wurden in Säcke getan und auf einer Balkenwage gewogen. In Ermangelung der Dampfkraft setzte ein Göpelantrieb das Werk in Gang. Zu diesem Zweck stellten die Olperschen Bauern jeweils 8 Pferde zur Verfügung.

Überraschend schnell lösten sie sich aber von diesem Unternehmen, als ihnen in den nächsten Jahren bewußt wurde, welche geldlichen Vorteile ihnen eine Zuckerfabrik in eigener Regie erbringen könnte. Sie gründeten 1865 an der Celler Straße auf der Grenze zwischen der Stadt und dem Dorf die Aktien-Zuckerfabrik Eichthal. Zunächst war geplant, zusammen mit den Landwirten aus Broitzem und Umgebung eine gemeinsame Fabrik in der Nähe des Hohen Tores zu gründen. Doch die Bauern aus dem Amt Eich wollten mit den „Heidjern“ — so nannten sie ihre Berufskollegen nördlich von Braunschweig in stolzer Verkenntung von deren Qualitäten — nichts zu tun haben. So beschränkte sich der Anlieferungs-

bereich der neuen Fabrik auf die Orte nördlich der Stadt wie Lehdorf, Lamme, Watenbüttel, Völkenrode, Wendeburg, Schwülper u. a. Die Ölperschen Bauern, welche die vor ihrem Dorfe errichtete Fabrik geradezu als die allein ihrige ansahen, erwarben den Hauptanteil an den Aktien. Nach anfänglichen Schwierigkeiten nahm die Fabrik eine glückliche Entwicklung. Mit ihr parallel vollzog sich auf der fabriknahen Feldmark von Olper eine Steigerung des Rübenanbaues.



„Die heutige Feldmark Olper, im Westen bedrängt von den Siedlungen Neu-Lehdorf und Kanzlerfeld, demnächst zerstückelt von der Westtangente.“

(Städt. Vermessungsamt Braunschweig)

Kein Erzeugnis brachte aber der Ölperschen Landwirtschaft in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen solchen Aufschwung wie der Spargel. 1775 wurde in der Nähe von Wolfenbüttel nach Hassel-Bege (1802) das erste Spargelbeet angelegt; 100 Jahre später wurde dieses köstliche Gemüse im Raum Braunschweig allgemein bekannt. Wieder war es die nahe Stadt, die mit einer technischen Erfindung dem Ölperschen Ackerbau einen ganz neuen Weg wies. Eine Klempnerei von J. H. Pillmann hatte hier in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Dosenkonservierung ausprobiert. Zu dem Versuch hatte der Braunschweiger Professor Varrentrapp geraten, der diese Methode in Frankreich kennengelernt hatte. (Die Varrentrappstraße auf dem Gelände der kürzlich abgerissenen Zuckerfabrik Eichthal erinnert heute noch an diesen verdienstvollen Mann.) Gustav Grahe und A. W. Querner gingen zu dem gleichen Verfahren über, unterstützt von Klempner Daubert, der die damals ungeheuerlich erscheinende Anzahl von 1000 Dosen zum Verkauf anbot. Diese wurden zunächst durch Handlötung verschlossen und dann nach Hausfrauenart mehrere Stunden in offenen Wasserkesseln gekocht. Als aber die Fa. Grahe die Dosen in einem sog. „Autoklav“ unter hohem Druck schnellstens einzukochen begann und 1875 in ihrem Betrieb eine Dampfanlage eingebaut hatte, konnte die Spargelverarbeitung fabrikmäßig vonstatten gehen. Braunschweig hatte damit die erste moderne Konservenfabrik. In wenigen Jahren wurde die Stadt das Zentrum der gesamten deutschen Konservenindustrie. Schon 1900 gab es allein im Stadtgebiet 24 Konservenfabriken mit einer Jahresproduktion von 6½ Millionen Kilodosen ⁴⁾!

Anfangs bezogen die Konservenfabriken ihren Spargel aus eigenen Anlagen; sodann förderten sie den Anbau dadurch, daß sie Gärtner und Bauern zur Einrichtung von Spargelbeeten ermutigten und sich verpflichteten, deren Ernte abzunehmen. Die schwachlehmigen Sandhöhen auf beiden Seiten des Okertals im N. und NW. der Stadt boten den geeigneten Spargelboden. Im Verein mit Veltenhof, Rühme und Querum ging Olper dazu über, den Spargel nicht in Gärten,



Ölpersche Spargelplantage in den zwanziger Jahren (Foto: H. Lindemann)

sondern auf dem freien Felde anzubauen. Es ist erstaunlich, wie schnell die Bauern, denen die Volksmeinung ein starres Festhalten an Althergebrachtem nachsagt, die gebotene Konjunktur ausnutzten, wiewohl die Erstanlage von Spargelbeeten doch mühevoll und auch kostspielig war (pro Morgen 1000 M.⁵). Außer den Kothöfen griffen selbst die kleinsten bäuerlichen Betriebe zu, um von dem sich bietenden Geschäft zu profitieren.

Der Spargelanbau erforderte eine ganz neuartige Feldbestellung. Es galt, die Spargelbeete zu graben, zu formen, zu harken und zu walzen. Recht bald bildeten sich auch neue praktische Arbeitsgeräte heraus wie Handwalzen und Schubkästen zum Glätten, Spargelmesser und Glattstreicher und schließlich der Spargelpflug. Sobald die Spargelernte in der ersten Maihälfte begonnen hatte, fuhren auf leichten, hochrädigen Wagen schon um 4 Uhr morgens die Spargelstecher — das waren im allgemeinen sämtliche erwachsenen Familienmitglieder nebst Helfern — nach den Feldern. Die Zeit der rollenden Spargelwagen — 1880 bis 1914 — war einmal die Glanzzeit der Ölperschen Landwirtschaft. Sie erbrachte dem Spargelbauern im Unterschied zu dem Getreide- und Rübenbauern auf dem fruchtbaren Lößboden schon vor dem Hochsommer eine frühzeitige Einnahme und bescherte seinem Hof, mögen uns heute auch die Vorkriegspreise von durchschnittlich 47 Pf. (1. Sorte), 35 Pf. (2. Sorte) geringfügig erscheinen, mit der Zeit ein beachtliches Kapital. 1913 gab es in der Ölperschen Feldmark nicht weniger als 43 Hektar (172 Morgen) Spargel! Diese Hochkonjunktur hat 1914 Fr. Meinecke, selbst Konservenfabrikant veranlaßt, in seiner Dissertation über „Die volkswirt-

schaftliche Bedeutung der deutschen Gemüse-Konservenindustrie" (Braunschweig, 1914) zu schreiben: „Noch vor etwa 30 Jahren waren die Dörfer besonders in der nördlichen Umgebung der Stadt, wenn nicht arm, so doch durchaus nicht übermäßig wohlhabend, während sie heute in bezug auf wirtschaftliche Kraft und Unabhängigkeit ihrer Bewohner und gleichmäßige Verteilung des Landbesitzes in ganz Deutschland ihresgleichen suchen.“

Mit der Zeit gingen die Konservenfabriken auch zur Konservierung von Erbsen, Bohnen und Karotten über. Das bedeutete eine Weiterentwicklung des Feldgemüsebaues. Dieser verlangte viel Handarbeit und eine intensive Bodenbearbeitung. Damit war den vielen Kleinbetrieben, die bislang gelegentlich den Wochenmarkt beschickt hatten, eine neue Aufgabe gesetzt und eine Erfolg versprechende Existenz gesichert. Schon wenige Morgen Spargel und anderes Gemüse konnten eine Familie ernähren. Auch die ortsansässigen Industriearbeiter verschafften sich oft auf einem kleinen gepachteten Ackerstück mit der Erzeugung von Spargel und sonstigen Feldfrüchten einen Nebenerwerb; Frau und Kinder halfen mit. Das Flurbild von damals zeigte zwischen meist schmalen Getreide-, Rüben- und Kartoffelfeldern ein überaus buntes Mosaik von Spargelreihen und kleinen Gemüseparzellen in verschiedenen Reifestadien.

Heute, wenige Jahrzehnte danach, hat sich die Feldbestellung völlig geändert. Mangel an Arbeitskräften und hohe Löhne haben den Spargelbau in großem Maßstabe und auch den übrigen Feldgemüsebau stark eingeschränkt; 1971 zählte man nur noch 14 ha Spargel. Die Zahl der Gemüse abnehmenden Konservenfabriken ist außerdem bei der Auslandseinfuhr und dem ganzjährig angebotenen Frischgemüse erheblich zurückgegangen. Die veränderte Agrarstruktur und fehlender Nachwuchs haben in unserem Dorfe ein Bauernsterben sondergleichen hervorgerufen, dem sämtliche Kleinbetriebe innerhalb kurzer Zeit zum Opfer gefallen sind. Während um die Jahrhundertwende etwa 90 Betriebe des intakten Bauerndorfes die Feldmark zerstückelten, beackern heute nur noch etwa 6 Höfe mit modernen Maschinen Rübenpläne und große Getreideflächen. Kunstdünger und intensive Bodenpflege haben auch den Weizenanbau ermöglicht. (Anbau 1956: 74 ha Roggen, 75 ha Weizen, 54 ha Gerste, 51 ha Hafer, 94 ha Kartoffeln, 89 ha Rüben).

In diesem Zusammenhang sei noch vermerkt, daß auch die Stadtbraunschweiger einen Beitrag zur Verbesserung des Olperschen Ackerbodens lieferten, denn früher räumten Olpers Bauern in mühevoller Nacharbeit die Gruben der Innenstadt aus und schafften auf ihren mit Laub oder Stroh abgedichteten Kastenwagen die städtischen Fäkalien auf ihre Äcker.

Olpers Feldmark hat sich in seinem Aussehen den Dorffluren südlich der Stadt angeglichen, wo auf fruchtbarem Lößboden von Anfang an einfachere Wirtschafts- und Arbeitsbedingungen vorherrschten. — Die Betonbänder der Tangenten werde in einigen Jahren den soeben beschriebenen Raum durchziehen, in dem die Altvorderen im Bereich der nahen Stadt mit Hopfen, Zichorien, Tabak und Spargel ihre Spezialkulturen pflegten. Wie wird es dann weitergehen?

¹⁾ Reuters Werke, Meyers Klassiker-Ausgaben, Bd. VII, 248. — ²⁾ fälschlich für Olper. — ³⁾ vgl. W. Flehsig, Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts, Br. Heimat 1969, S. 33 ff. — ⁴⁾ Wöbeking, Helmut, Der Feldgemüsebau der Kreise Braunschweig und Wolfenbüttel, Oldenburg 1939. — ⁵⁾ Meinecke, S. 14.

Wildpflanzen der Heimat in Hausgärten

von Wilhelm Osterloh

(Schlußteil)

Hundsgiftgewächse (Apocynaceae): Beliebter Gartenschmuck ist das Kleine Immergrün (*Vinca minor* L.). Der niedergestreckte Stengel trägt gegenständige, elliptische, kahle, immergrüne Blätter und einzelne gestielte, hellblaue Blüten. Die Pflanze liebt schattige Laubwälder, ist aber in der engeren Heimat bereits selten. Dankbar für Kalk.

Himmelsleitergewächse (Polemoniaceae): Nur zwei Arten im Harze an wenigen Stellen. Die besonders attraktive, elegante Blaue Himmelsleiter (*Polemonium caeruleum* L.) gelangte in viele Harzgärten und einzelne Gärten der Ebene. Sie wird bis zu 80 Zentimeter hoch. Ihre Blätter sind gefiedert, die himmelblauen oder weißen Blüten in drüsig-kurzhaariger Rispe. Für Alpenfreunde! *Polemonium* ist in der subalpinen Stufe keineswegs selten!

Nachtschattengewächse (Solanaceae): Die Gemeine Judenkirsche (*Physalis alkekengi* L.) findet sich manchmal in Gärten, würde aber kaum beachtet werden, wenn sich nicht aus den kleinen, weißen Blüten ansehnliche rote Beeren entwickelten, die zur Erhöhung des Effekts von dem inzwischen rot gewordenen Kelch umhüllt werden. Die Pflanze stammt aus dem Orient, jedoch gibt schon Bertram Fundorte am Harz und im Weserbergland an.

Rauhblättrige Gewächse (Boraginaceae): Drei sehr häufige, wildwachsende Arten fanden Eingang in viele Gärten, das Gebräuchliche und Verkannte Lungenkraut (*Pulmonaria officinalis* L. und *P. obscura* Dumort., auch mit weißgefleckten Blättern) sowie das Wald-Vergißmeinnicht (*Myosotis sylvatica* aggr. Hoffm.).

Lippenblütler (Labiatae): Der in Laubwäldern sehr häufige Kriechende Günsel (*Ajuga reptans* L.) ist mit seinen blauen Blütenquirlen ein schöner Schmuck vieler Gärten. Seltener wird der Pyramiden-Günsel (*A. pyramidalis* L.) angepflanzt, der aber auch schon von Bertram nur im Selketal (Harz) angegeben wurde.

Rachenblütler (Scrophulariaceae): Fünf Arten gelangten in unsere Gärten. Zunächst der Rote Fingerhut (*Digitalis purpurea* L.), giftig, Heilpflanze, aus dem Harz bestens bekannt, manchmal auch weißblühend. Dann die Großblumige Königskerze (*Verbascum thapsiforme* Schrad.), die bis zwei Meter Höhe erreichen und gelbe Blüten bis fünf Zentimeter Durchmesser entwickeln kann. Durch Samenkörner verwildert sie oft aus Gärten und wird so re-naturalisiert. Ferner zwei Arten Ehrenpreis mit prachtvollen blauen Blütenähren, der Ährige Ehrenpreis (*Veronica spicata* aggr. L.) und der Große Ehrenpreis (*V. teucrium* aggr. L.), beides Heimatpflanzen, wobei *spicata* viel seltener ist. Ein weiterer Ehrenpreis, der Langblättrige (*V. longifolia* aggr. L.), scheint wegen seiner Höhe noch beliebter zu werden. Er fehlt allerdings der engeren Heimat und kommt nur im Bodetal in größerer Zahl vor.

Schlüsselblumengewächse (Primulaceae): Zwei ihrer wildwachsenden Arten gelangten in unsere Gärten, die in feuchten Wäldern häufige Hohe Schlüsselblume (*Primula elatior* [L.] Hill.) und die trockene Waldränder, Triften und Abhänge liebende Wohlriechende Schlüsselblume (*P. veris* L.). Die letztere setzt die Verdunstung herab durch stärkere Behaarung der Blätter und des

Blütenschaftes sowie niedrigen Wuchs. Ihre Blüten sind dunkelgelb mit orange-farbenen Flecken im Schlund. Diese biologischen Gegebenheiten bestimmen die Pflanzorte beider Arten im Garten.

Bleiwurzwächse (Plumbaginaceae): Die häufige Gemeine Grasnelke (*Armeria maritima* [Mill.] Willd.) fand nur wenig Eingang in Gärten, obwohl die Pflanze recht hübsch wirkt. Sie hat eine grundständige Blattrosette aus vielen schmalen, am Grunde gewimperten Blättchen, einen hohen, schlanken Schaft und viele lila Blüten in einem Köpfchen mit Hüllblättern außen. In Gärten am Harzrande sah ich ihre Schwester, Hallers Grasnelke (*A. halleri* Wallr.) *). Diese Pflanze kommt auf der ganzen Erde nur am Harz in Flußschotter vor, der seit Beginn des Bergbaues durch Schwermetalle angereichert wurde und nur für einige Pflanzenarten zuträglich ist. Sie ist niedriger, die Blättchen sind glatt, die Hüllblättchen kleiner, das Blütenköpfchen ist dunkelrot.

Knöterichgewächse (Polygonaceae): Der im Harz an feuchten Stellen gemeine Wiesen-Knöterich (*Polygonum bistorta* L.) ging nur in Harzgärten ein. Der in Neubaugebieten viel gepflanzte Knöterich, der so farbenprächtig ist und sich schnell teppichartig ausbreitet, dürfte ausländischer Herkunft sein.

Osterluzeigewächse (Aristolochiaceae): Die Gemeine Osterluzei (*Aristolochia clematitis* L.) entwickelt stattliche Pflanzen mit langgestielten, ziemlich großen, rundlichen, durch tiefen Einschnitt herzförmigen Blättern und großen, gelben Blüten mit einlippigem, abgestutztem Saum. Heimat Mittelmeergebiet, als ehemalige Arzneipflanze aus Kulturen verwildert. Somit dürfte ich die Art hier nicht aufführen. Bertram zählte aber schon eine hübsche Reihe „wilder“ Fundorte auf. Ich sah die Pflanze 1924 in Grasgärten in Calvörde, jahrzehntelang im Garten Prof. Lühmanns **) und im Hauptschulgarten am Dowesee, von wo aus sie inzwischen in Hecken außerhalb des Hauptschulgartens auswanderte.

Wasserbewohnende Pflanzen in Gärten sind selten. Die Anlage größerer Wasserflächen mit ausreichendem und gleichbleibendem Wasserstand ist schwer, und Leitungswasser dürfte den meisten Wasserpflanzen sicher nicht behagen. In öffentlichen Anlagen ist ihre Haltung leichter und außerdem eher fachmännische Behandlung möglich.

Froschbißgewächse (Hydrocharitaceae): Der Gemeine Froschbiß (*Hydrocharis morsusraeae* L.) schwimmt frei auf stehenden Gewässern. Er hat rosettenartig angeordnete, tiefherzförmige Schwimmblätter und weiße Blüten, fruchtet selten, vermehrt sich indes durch Ausläufer schnell.

Froschlöffelgewächse (Alismaceae): Der Gemeine Froschlöffel (*Alisma plantago-aquatica* L.) ist leicht zu halten, da er stehende Gewässer, aber auch feuchte Böden außerhalb des Wassers liebt. Seine eiförmigen Blätter sind langgestielt und grundständig. Der blattlose Stengel ist stark verästelt mit vielen kleinen, weißen oder rötlichen Blüten. Im Herbst stirbt er unter Hinterlassung einiger überwinternder Knollen ab.

Wasserlieschgewächse (Butomaceae): Der Doldige Wasserliesch, die Schwanenblume (*Butomus umbellatus* L.) wird ziemlich hoch und bevorzugt stehende Gewässer. Die grundständigen Blätter sind steif und lineal-dreikantig. Der runde Blütenstiel trägt oben eine sehr stattliche Scheindolde mit großen, rötlich-weißen, geaderten, außen violett überlaufenden Blüten. Die im NSG Riddags- hausen und besonders am Südsee wachsende Pflanze ist sehr auffällig und daher in Gefahr. Trotz rechtlicher Bedenken rücksichtslos ausgerissene Exemplare überstehen ein Verbringen in Privatbassins ganz sicher nicht.

Rohrkolbengewächse (Typhaceae): Der häufige Breitblättrige und der seltenere Schmalblättrige Rohrkolben („Pumpkeulen“) sind robust genug, vielleicht auch in Privatbecken zu gedeihen.

Sauergräser (Cyperaceae): Die See-Simse (*Schoenoplectus* [*Scirpus*] *lacustris* [L.] Palla) bildet mit ihrem kräftigen, bis zu drei Meter hohen Stengel und den stattlichen, zusammengesetzten Blütenspirren eine Zierde von Bassins und Springbrunnen.

Schwertliliengewächse (Iridaceae): In geringem Maße fand die in freier Natur häufige gelbblühende Wasser-Schwertlilie (*Iris pseudacorus* L.) Eingang in Gärten, in steigendem Maße neuerdings die blaublühende Sibirische Sch. (*I. sibirica* L.). Von ihr gab Bertram Fundorte bei Marienthal und Kl. Schöppenstedt an. Ein weiterer Fundort auf den Lenebruchwiesen im Walde östlich von Schandelah wurde später bekannt. Standort 1 und 3 wurden inzwischen vernichtet, 2 enthält nur noch wenige Exemplare.

Amaryllisgewächse (Amaryllidaceae): Von ihnen gedeiht in freier Natur nur die Frühlings-Knotenblume (*Leucojum vernum* L.), leicht kenntlich an dem Büschel breit-linealer Blätter, zusammengedrückten Stengel, der großen, glockigen, weißen Blüte mit den grünen Blütenblattspitzen und dem dicken Fruchtknoten. Die Pflanze war einst um Braunschweig sehr häufig. Meine Mutter holte als Schulmädchen in Dettum bis 1894 immer Sträube davon aus der Asse. Ich kannte einen Großbestand bei Barum und später im Gr. Fallstein östlich des Fußweges Hessen—Osterwieck. An den Wanderwegen im Oder sieht der Kundige an vielen Stellen das Blattwerk der Pflanze, im Südteil des Ortes gibt es Großbestände. Fröde kannte einen Großbestand bei Wendhausen. Im Hötzumer Busch sah ich noch um 1920 einzelne blühende Knotenblumen. Im Rautheimer Holze ist die Art deutlich in Zunahme. Ihr allgemeiner Rückgang kam nicht durch das Abpflücken der Blüten, da ja Blätter und Zwiebeln erhalten bleiben, sondern durch Ausgraben und Verbringen in Gärten, besonders wenn z. B. bei Wendhausen vor Jahrzehnten zu geschäftlichen Zwecken ein ganzer Bestand nahezu vernichtet wurde. Das ist seit Unterschutzstellung der Pflanze nicht mehr möglich. Der Bestand bei Barum wurde durch den Heerter Schlammteich vernichtet.

Liliengewächse (Liliaceae): Die geschützte Türkenbund-Lilie (*Lilium martagon* L.) ist wie alle Lilien der prächtigste Gartenschmuck. Ihr stattlicher Stengel trägt unten fast quirlständige, elliptisch-lanzettliche, oben wechselständige Blätter. Die große Blüte hat fleischfarbene, braunpunktierte, an der Spitze zurückgerollte Blütenblätter. In schattigen Wäldern treibt sie nur eine Blüte, meistens blüht sie nicht. Auf freieren, lichtdurchfluteten Flächen entwickelt sie mehrere bis viele Blüten. Ihre Hauptvorkommen liegen im Harzvorlande, aber auch vom Rieseberg ist sie bekannt. Nahe am Rande der Stadt Braunschweig wächst sie in einem Waldgebiet auf großem Raum, aber sehr zerstreut. Sie blüht hier selten und wird somit übersehen. Rehwild frißt gern die Spitzen der Pflanzen ab. Durch Virusinfektion sterben oft Pflanzen ab. Der Türkenbund gelangte ursprünglich gewiß nur durch Ausgraben in Gärten. Er benötigt Kalk. Auch die etwas niedrigere Feuer-Lilie (*Lilium bulbiferum* L.) unserer Gärten stammt aus der freien Natur. Sie kommt noch im Harz vor. Ihre Blätter sind wechselständig, ihre Blüten glockig-trichterförmig und orangefarben. In den Winkeln der oberen Blätter bilden sich Brutzwiebeln, sodaß sich die Pflanze schnell vermehrt. Ein durch Samenanflug in meinem Garten in Hessen 1935 plötzlich erschienenenes

Exemplar blühte bereits 1937. Seine Nachkommen machten Umzüge nach Kl. Schöppenstedt, Rautheim und Braunschweig mit und gedeihen jetzt noch in letzteren beiden Orten.

Der oft als Nutzpflanze angebaute *Schnittlauch* (*Allium schoenoprasum* L.) spielt als Gartenschmuck keine Rolle, es sei denn in Form hochgezüchteter, großkopfiger Sorten, kommt wild im Bodetal vor und stammt aus dem Alpenraum. Ein herrlicher Anblick, jener Riesenbestand in voller Blüte bei der Zwerenalm (Kl. Walsertal) um 1800 m Ende Juli 1963!

Das *Maiglöckchen* (*Convallaria majalis* L.) stammt unstreitig aus unseren Wäldern, wo es teilweise noch häufig ist. Trotzdem war es richtig, es ebenfalls unter Schutz zu stellen. Als Waldpflanze darf es nur an schattigen oder halbschattigen Gartenstellen gehalten werden. Volles Sonnenlicht ist sein Tod! Es ist giftig.

Wenn wir in einzelnen Fällen *Salomonssiegel* in Gärten oder Anlagen sehen, sind hier Naturkenner am Werk. Beide Arten Salomonssiegel haben wechselständige Blätter, die Blütenstiele entspringen dem Stengel am Grunde der oberen Blattstiele, die Blüten hängen nach unten, sind einseitswendig, weiß, vorn grün. Der Vielblütige S. (*Polygonatum multiflorum* [L.] All.), in unseren Wäldern häufig, ist auch hin und wieder in Gärten anzutreffen. Er hat einen runden Stengel und Blütenbüschel zu je drei bis fünf Blüten. Der äußerst seltene Gebräuchliche S. (*P. odoratum* [Mill.] Druce) besitzt einen kantigen Stengel, seine Blüten sind einzeln oder zu zweien. Diese Art sah ich bisher nur im Kurpark in Braunlage.

Häufig findet sich in Gärten die *Schachblume* (*Fritillaria meleagris* L.). Sie bildet vier oder fünf linealisch-rinnige, graugrüne Blätter und eine bis drei dunkelpurpurne, selten weiße, schachbrettartig gefleckte, nickende Blüten. Die Schachblume kommt wild bei uns nicht vor, da sie indes auf Innerstewiesen bei Hildesheim erneut bestätigt wurde, möchte ich sie hier doch aufführen. Die unter Schutz stehende Pflanze bewohnt nasse Wiesen. Gartenfreunde mögen sie auf keinen Fall an trockenen Abhängen oder besonnten Stellen anpflanzen, sondern im Halbschatten bei guter Bewässerung.

Gräser (Gramineae) sind in Gärten wenig beliebt, es seien denn auffällige, ausländische Arten. Dennoch sieht man oft das stattliche, häufige Röhrlige Glanzgras (*Typhoides arundinacea* Moench) als Gartenform mit weißgestreiften Blättern (*T. picta* L., Englisches Glanzgras). Im Januar 1972 entdeckte ich in einem Garten das durch blaugrüne Gesamtfärbung auffällige Blaue Pfeifengras (*Molinia caerulea* [L.] Moench), das in Wäldern, auf Heiden und in Mooren häufig ist und Torfböden bevorzugt.

Herbstzeitlosengewächse (Colchicaceae): Die in Gärten gezogenen Herbstzeitlosen sind überwiegend ausländische Arten. Unsere Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale* L.) wurde sicherlich früher oft an den um Braunschweig ehemals reichen, jetzt fast völlig ausgestorbenen Fundorten ausgegraben und in Gärten verbracht. Die im Harz und im Weserbergland teilweise noch häufige Pflanze gedeiht auch in Straßengraben und an Wegrändern. Aus einer Knolle im Boden treibt sie im Herbst eine große, rotviolette Blüte, deren Fruchtknoten, tief unten an der Knolle und gegen Frost wohlgeschützt, sich bis zum Frühling weiterentwickelt. Dann erscheinen die großen, schwertförmigen Blätter und zwischen ihnen die große Fruchtkapsel, die vor der ersten Mahd reif wird.

K n a b e n k r a u t g e w ä c h s e (Orchidaceae): Diese Pflanzen im Freien auszugraben und in Gärten zu verbringen, ist aussichtslos. Trotzdem wurde früher so verfahren und trug bei zum Aussterben mancher Arten. Trotz totalen Schutzes für den Frauenschuh (*Cypripedium calceolus* L.) geschieht es leider bei ihm heute noch. Wo man diese schönste einheimische Orchidee in öffentlichen oder privaten Gärten sieht, gelang dies, indem die natürlichen Bedingungen hergestellt wurden, oder die Pflanze aus käuflichen Wurzelstöcken gezogen wurde. Die blühende Pflanze fällt durch ihre große, seltsam geformte Blüte auf. Von den drei inneren Blütenblättern bildet eines den großen, gelben Schuh, die zwei anderen stehen rechts und links seitlich ab. Von den drei äußeren Blütenblättern steht eines wie eine Fahne oberhalb des Schuhs, die zwei anderen sind unterhalb des Schuhs angeordnet und miteinander verwachsen. Diese fünf Blütenblätter sind rotbraun. Von den Bertramschen Fundorten ist näher bei Braunschweig nur noch einer vorhanden.

An **F a r n e n** (Filicinae) gelangten mehrere Arten in Gärten, besonders Farne mit Sporenhäutchen an der Unterseite großer Wedel: Männlicher Wurmfarne (*Dryopteris filix-mas* aggr. L.), Wald-Frauenfarne (*Athyrium filix-femina* Roth), Dorniger Wurmfarne (*D. cristata* [L.] Gray).

Die anderen, durchweg seltenen oder sehr seltenen Farne sind allenfalls in Gärten besonders interessierter Naturfreunde zu sehen: Die unter Schutz stehende Hirschzunge (*Phyllitis scolopendrium* [L.] Newm.), mit wenigen Fundorten im Harz vertreten, sah ich bisher nur in einem Harzer Garten. Die kalkliebende Pflanze hat kurzgestielte, zungenförmige Wedel mit herzförmigem Grunde, welligem Rand, manchmal mit kleinen Einschnitten, und unterseits querlaufend, linealisch, leistenartige Sporenträger. Der ebenfalls geschützte Deutsche Straußfarne (*Matteucia struthiopteris* [L.] Tod.) hat kürzere sporentragende Wedel mit straußenfederartig eingerollten, zuletzt dunkelbraunen Federn, und trichterförmig um sie angeordnet längere, unfruchtbare Wedel. Bertram gab viele Harztäler als seine Fundorte an, die größtenteils noch existent sind. So ist er denn in Gärten, besonders im Harz, öfters anzutreffen, natürlich auch im Hauptschulgarten. Der gleichermaßen geschützte Königsfarne (*Osmunda regalis* L.) bildet bis über ein Meter lange, doppelt-gefiederte, etwas gelblichgrüne Wedel und Sporenträger in endständiger, verzweigter Rispe. Bertrams Fundorte sind weitgehend vernichtet. Im Raum Vorsfelde und nördlich von Gifhorn ist die Pflanze stellenweise noch zahlreich. Im Stadtgebiet sah ich sie bislang nur im Hauptschulgarten. Der Rippenfarne (*Blechnum spicant* [L.] Roth.) bildet länglich-lanzettliche, einfach-gefiederteilige, als Rosette angeordnete, schräg abstehende, oft niederliegende, unfruchtbare Wedel, und inmitten der Rosette schmalere Wedel mit schmäleren Fiedern, unterseits mit Sporenhäufchen, fast senkrecht stehend und länger. Die Bertramschen Fundstellen in der Ebene sind erloschen. Ein sehr schöner schattiger, oft durch Wasser überrieselter Fundort im Elm entstand durch Einbringen Harzer Fichtenmaterials nach Bertrams Zeit. Der Rippenfarne ist nach wie vor in oberen Lagen des Harzes überaus häufig. Entsprechend ist er in Harzer Gärten vertreten. Auch er ist geschützt, zudem liegen alle seine Standorte im Harz in Schutzgebieten. Der Hauptschulgarten dürfte im Stadtgebiet der einzige Wuchsort sein.

*) Albrecht von Haller, Schweizer Naturforscher und Dichter. Siehe Br. Heimat, Heft 3/4 1968, S. 69—71. — **) Prof. Lühmann, Braunschweig, Verfasser naturwissenschaftlicher Schriften, z. B. „Zwergbirke im Harz“, Sonderdruck aus: 16. Jahresbericht des Vereins f. Naturwissenschaft zu Braunschweig.

Garten- und Waldwirtschaften des Braunschweiger Landes im 18. und 19. Jahrhundert und ihre Musikdarbietungen

von Werner Flechsig
(Fortsetzung)

I. Die Gartenwirtschaften der Stadt Braunschweig

5. Bohnstedts Garten

Mit dem ‚Weißen Roß‘, mit Holsts Garten und mit dem Maschgarten stand während der 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts Bohnstedts Garten am längsten in ernsthaftem Wettbewerb um die Gunst des Publikums durch die Veranstaltung von Gartenmusiken, Illuminationen und Feuerwerken. Um so verwunderlicher ist es, daß er weder 1839 noch 1841 in den gedruckten Beschreibungen der Stadt Braunschweig ¹⁾ auch nur mit einem Wort erwähnt wird. Da er auch 1881 bei Knoll ²⁾ nicht mehr im Rückblick genannt wird, konnte ich bisher nicht einmal seine genaue Lage feststellen. Nur in einem Zeitungsartikel vom Frühjahr 1895, den ich bei der Behandlung des Sommertheaters auf Holsts Garten im vorigen Heft unserer Zeitschrift auf S. 48 zitiert habe, war beiläufig davon die Rede, daß auch auf dem Bohnstedtschen Garten am Madamenwege von 1867 bis 1871 Sommertheater gespielt wurde. Diese wenig genaue Ortsangabe steht im Einklang mit einer Nachricht von Gartenbesitzern vor dem Hohentore in den ‚Braunsch. Anzeigen‘ von 1846, wonach sie in ihren Gärten die Militärmusik aus Bohnstedts Garten hören konnten. Diese mit „Danksagung“ überschriebene Mitteilung ist auch sonst als Zeitbild so interessant, daß ich sie hier im vollen Wortlaut wiedergeben will: „Wir können nicht umhin, Herrn Bohnstedt für das veranstaltete große Militair-Concert auf seinem Garten und vorzüglich Herrn Musikmeister Zabel, sowie den mitwirkenden Musik-Chören, für den dadurch hervorgerufenen genußreichen Abend, wie auch für das unglaublich bereitwillige Entgegenkommen, die schönsten Piecen mehrere Male zu wiederholen, unseren herzlichsten Dank hierdurch abzustatten. Auch ersuchen wir Herrn Bohnstedt, in der Folge uns nicht mit Abonnement vorbeizugehen, daß wir auch unsern Dank durch klingende Münze beweisen können. Mehrere Gartenbesitzer vor dem Hohenthore.“ ³⁾

Carl August Bohnstedt bewirtschaftete zu jener Zeit laut Adreßbuch den Gasthof ‚Stadt Hamburg‘ auf der Steinstraße Nr. ass. 463 und veranstaltete auch dort im großen Saale während des Winterhalbjahrs 1846/47 „Abonnement-Concerte“ des Herzogl. Hautboistencorps, deren erstes er am 17. Oktober mit der erläuternden Bemerkung empfahl: „Es ist bei der Aufstellung des Concert-Orchesters im großen Saale die Einrichtung getroffen, daß die Musiker sowohl hier als auch von den beiden Neben-Sälen aus gehört und gesehen werden können, und kann das ganze Local bequem 1000 Personen fassen.“ Für Nicht-abonenten sollte der Eintritt 3 Gr. kosten ⁴⁾. Vordem hatte Aug. Bohnstedt anscheinend nur Unterhaltungsmusik auf seinem Gartengrundstück am Madamenweg geboten, soweit die ‚Braunsch. Anzeigen‘ darüber Kunde geben, und zwar nachweisbar seit 1833. Anfangs spielten dort „Karlsbader Musici“, später meist die Mitglieder des Hornistencorps des Leibbataillons, die unter der Leitung des Stabshornisten Heinrich Hohnstock standen. Sie gaben bei Bohnstedt in den Sommerhalbjahren montags mit ein- bis dreiwöchigem Abstand, je nach Witterung, eine „große Gartenmusik“ und brachten es beispielsweise 1841 auf 12 sol-

che Veranstaltungen. Daneben veranstaltete Bohnstedt seit 1840 allsommerlich mehrere (meist 3) „Abonnement-Concerte“ des Hautboistencorps, die allerdings wegen ungünstigen Wetters oft verschoben werden mußten. Zwar stand dafür auch ein Saal auf dem Garten zur Verfügung, doch reichte dieser anscheinend knapp für die Unterbringung der Zuhörer aus, da Bohnstedt anlässlich der Ankündigung eines solchen Konzertes am 23. Juni 1841 ausdrücklich vermerken mußte, „daß die Säle nur den Abonnenten geöffnet sind“. ⁵⁾ Im übrigen hatte Bohnstedt auf seinem Garten auch eine Kegelbahn, denn am 1. April 1846 gab er den „Anfang des Club-Kegeln“ in dem „Club-Locale auf dem Garten“ bekannt. Militärkonzerte fanden auf Bohnstedts Garten noch Anfang der 60er Jahre statt, wie ich durch Stichproben in den ‚Braunschw. Anzeigen‘ feststellte, wahrscheinlich so lange, bis sie durch die oben erwähnten Aufführungen des dortigen Sommertheaters abgelöst wurden. Mit dessen Schließung im Jahre 1871 dürfte dann die künstlerische Unterhaltung der Gäste ganz aufgehört haben und der Garten selbst bald eingegangen sein.

6. Der Wilhelmsgarten

Viel jünger als alle bisher aufgeführten Konzertgärten der Stadt Braunschweig war der ‚Wilhelmsgarten‘ an der Wilhelmstraße, der einzige von Bedeutung übrigens, der sich mitten in der Innenstadt befand. Das Grundstück, das während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst dem Freiherrn Ludwig Friedrich von Münchhausen und später dem Advokaten du Roi gehört hatte, war 1861 von dessen Erben an G. G. Thies verkauft worden, der darauf eine Brauerei und einen Vergnügungsgarten errichtete, wie ein Zeitungsartikel von 1894 zu berichten weiß ⁶⁾. Seit dem Frühsommer 1862 kündigte er in den ‚Braunschw. Anzeigen‘ häufig „Harmonie-Musik“ des Herzogl. Hautboistencorps in seinem Garten an. Von 1866 bis 1874 sind auch zahlreiche Programme solcher Militärkonzerte in ‚Thies‘ Garten‘ erhalten geblieben und in das Br. Landesmuseum gelangt. Ihre Reihe wird vom 20. Mai 1874 an fortgesetzt unter der Lokalbezeichnung ‚Wilhelmsgarten‘. Inzwischen hatte nämlich die Aktiengesellschaft Streitberg das Thiessche Grundstück und Unternehmen übernommen und umbenannt ⁷⁾. Die damals vorgenommene Umgestaltung führte zu dem Zustande, den Fr. Knoll 1881 mit folgenden Worten beschreibt: „Der Eingang des hofwärts belegenen Gartens ist in Form eines Triumphbogens gehalten und mit Gruppen von Thuja umgeben. An das Buffet schließt sich rechts die erste Veranda, welche mit Landschaftsgemälden geschmückt ist und in der Mitte durch die sogenannte Kaiserloge unterbrochen wird. Das am Ende derselben belegene Orchester besteht aus einem zierlich überwölbtem Gebäude in Form eines Halbkreises. Die zweite Veranda ist im Innern durch Bilder und Statuen, im Äußern durch Blumenconsolen geschmückt. Die Mitte des Gartens nimmt ein Floratempel ein, der mit vergoldeten Prismen bogenförmig behangen ist, welche bei Sonnenschein oder Gasbeleuchtung in den schönsten Regenbogenfarben glänzen. Die Beleuchtung des Gartens wird durch 3800 Gasflammen bewirkt“ ⁸⁾. Diese Anlage war bezeichnend für den Geist der sogenannten Gründerjahre, der sich in seinem Stolz auf technische Neuerrungenschaften mit der pomphaften Nachahmung vergangener Kunststile und der Imitation natürlicher Gartenanlagen weit von der bescheidenen, aber naturnahen Behaglichkeit der alten biedermeierlichen Gartenwirtschaften entfernt und in eine verkrampfte Betriebsamkeit verirrt hatte. Vom alten Stil der bürgerlichen Gartenunterhaltungen waren nur die Militärkonzerte übriggeblieben. Die

aus den Jahren 1874—1908 im Landesmuseum vorliegenden Programme solcher Konzerte im ‚Wilhelmsgarten‘ zeigen dieselbe Mischung von Opernmelodien, Tänzen und Märschen, wie sie bei den Gästen der Gartenwirtschaften schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beliebt gewesen war.

7. Sonstige jüngere Gartenwirtschaften

Außer ‚Thies‘ Garten‘, dem Vorgänger des Wilhelmsgartens, suchten während der 1860er Jahre noch verschiedene andere Gartenwirtschaften der Stadt Braunschweig mit neuen Namen durch die Ankündigung von Unterhaltungsmusik in den ‚Braunschw. Anzeigen‘ Gäste zu sich zu locken, so z. B. 1861 der ‚Felsenkeller‘, auch ‚Autorshöhe‘ genannt, an der Goslarschen Straße, der Garten des Hofbrauers Wilhelm Thie auf dem Ölschlägern, und der Brendekesche Garten vor dem Wilhelmitore, 1869 Carl Fischers ‚Concert Garten‘ und ‚Böwigs Etablissement‘. Obwohl von dem letztgenannten durch 23 Konzertprogramme und 2 Abonnementskarten im Landesmuseum aus den Jahren 1869—1872 eine lebhafte Konzerttätigkeit verschiedener Militärmusikcorps bezeugt ist, war sein Ruf doch bald ebenso verklungen wie der Name der vier anderen vorgenannten Gartenwirtschaften, denn keine von ihnen wird 1881 von Fr. Knoll auch nur noch mit einem Worte erwähnt. Statt ihrer erscheint jetzt als neuer „Ausflugsplatz und angenehmer Erholungsplatz“ die 1876 an der Ostseite der Wolfenbütteler Straße gegenüber von Richmond errichtete Restauration ‚Charlottenhöhe‘. Knoll schrieb allerdings 1881 von ihr einschränkend, daß sie „seither noch sehr den Stempel des Provisorischen“ trage⁹⁾. Zu voller Entfaltung kam das Unternehmen anscheinend erst unter der Bezeichnung ‚Kurhaus Richmond‘ nach der Jahrhundertwende, wie Programme großer Gartenfeste und Militärkonzerte aus den Jahren 1911—1913 im Landesmuseum erkennen lassen. Doch liegt das schon ebenso außerhalb des für diese Aufsatzreihe gesteckten zeitlichen Rahmens wie die Militärkonzerte des frühen 20. Jahrhunderts im Stadtpark-Restaurant und in der ‚Moritzburg‘ hinter dem Zentralfriedhof an der Helmstedter Straße.

II. Garten- und Waldwirtschaften in der näheren Umgebung der Stadt Braunschweig

Wie der vorige Abschnitt zur Genüge gezeigt haben dürfte, boten sich den Braunschweiger Bürgern während des 19. Jahrhunderts reichlich Abwechslungsmöglichkeiten, wenn sie in der warmen Jahreszeit Gartenwirtschaften des Stadtgebietes aufsuchen wollten, um unter schattigen Bäumen sich bei Kaffee, Tee, Schokolade, Wein, Bier oder anderen Getränken mit Musik oder mancherlei Schaustellungen unterhalten zu lassen. Gleichwohl scheinen sich manche Braunschweiger mit diesem Angebot noch nicht begnügt zu haben. Seitdem das Zeitalter der Empfindsamkeit im späten 18. Jahrhundert Rousseaus Parole „Zurück zur Natur“ den sogenannten gebildeten Ständen nahegebracht hatte, war es auch hierzulande Mode geworden, durch Felder, Wiesen und Gehölze lustzuwandeln und sich in Dorfkrügen an derber ländlicher Kost zu erquicken. Solchen Bedürfnissen der Städter hatten einige geschäftstüchtige Gastwirte in Dörfern rings um Braunschweig schon im ausgehenden 18. Jahrhundert Rechnung getragen, indem sie ab und zu in den ‚Braunschw. Anzeigen‘ durch die Ankündigung besonderer Veranstaltungen ländlicher Art Gäste aus der Stadt zu sich zu ziehen versuchten. So wurde wiederholt zum „Hammellaufen“, „Hahnenschlagen“ oder „Fahnen-spiel“ beim ‚Olper Turm‘, ‚Schöppenstedter Turm‘ und in Querum eingeladen.

Später warb man mehr mit der Anpreisung von „Tanzmusik“ und seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts auch schon gelegentlich mit „Gartenmusik nach dem Vorbilde der städtischen Gartenwirtschaften.

Zuerst trat damit der Gastwirt *G. Hellmann* in *Querum* hervor. Er machte 1824 bekannt, er werde sich am „Bußtag“, dem 15. September, „zum Empfang zahlreicher Gäste einrichten“, und fuhr dann fort: „Für Gartenmusik zur Unterhaltung der Gäste ist gesorgt. Abends wird auf meinem dazu eingerichteten Saale warm gespeiset“¹⁰⁾. Wer die Gartenmusik damals aufführte, wurde nicht gesagt. Am 26. August 1838 ließ Hellmann in Querum „von den beliebten Bergleuten“ aufspielen, am 25. August 1839 von den „Prager Musici“¹¹⁾.

Hellmanns Beispiele folgte als zweiter am 17. September 1828 der Gastwirt *G. Kühnert* mit Musik zum „*Olperthurm*“¹²⁾. Ebendort veranstaltete Kühnerts Nachfolger *F. W. Busch* am 2. September 1840 „Harmoniemusik“, aufgeführt „von den Herzogl. Husaren-Trompetern“¹³⁾, während Buschs Nachfolger *F. Mumme* auf dem Olper Turm am 2. und 3. Ostertage des Jahres 1846 zum „Tanzvergnügen“ vom Hornistencorps des Leibbataillons aufspielen ließ¹⁴⁾.

Das *Forsthaus an der Hamburger Straße* hinter dem jüdischen Friedhof warb seit 1839 um die Gunst der Gäste aus Braunschweig mit ähnlichen Angeboten. Am Pfingstmontag, dem 20. Mai 1839, sollte dort schon morgens „Gartenmusik“ sein, nachmittags desgleichen und des folgenden Tages „Garten- und Tanzmusik“¹⁵⁾. Dasselbe kündigte der Wirt *Hermann Meyer* auch für die Zeit „während der Masch“ im gleichen Jahre an. Auch 1841 gab es am Himmelfahrtstage „und alle Sonn- und Montage“ auf dem Forsthaue „Garten- und Tanzmusik“, am 2. Pfingsttage sogar schon morgens um 4 Uhr „Gartenmusik“, so daß die musikfreudigen Braunschweiger, die sie anhören wollten, schon vor Sonnenaufgang den Weg dorthin zurückgelegt haben mußten. Als *C. Philipps* im April 1846 „die Concession zum Betrieb der Gastwirthschaft und des Billards auf dem vor dem Wendenthore hieselbst belegenen Forsthaue“ erhalten hatte, warb er zum Auftakt seiner neuen Wirksamkeit um die Gunst der Gäste damit, daß er zum 2. und 3. Ostertag und „an allen Sonn- und Montagen Tanzmusik“ versprach, die von den Hornisten des Herzogl. Leibbataillons ausgeführt werden sollte¹⁶⁾. Am 2. Pfingsttage des gleichen Jahres bot auch er morgens und nachmittags um 4 Uhr „Gartenmusik“¹⁷⁾.

Schon 1841 war auch *C. Penecke*, der Wirt vom *Gliesmaroder Turm* mit solchen Veranstaltungen auf den Plan getreten. Er hatte sich etwas Besonderes ausgedacht, indem er nicht, wie die bisher genannten ländlichen Gastwirte, die Musiker des Leibbataillons für sein Lokal gewonnen hatte, sondern durch die Husaren-Trompeter „gute Tanzmusik“ am Sonntag, dem 18. Juli und „an allen übrigen Sonntagen“ spielen ließ¹⁸⁾. Zum 2. Pfingsttag des Jahres 1846 kündigte er „Frühlingstanz und Gartenmusik“ an¹⁹⁾. Nur „Tanzmusik“ auf dem Saale des Gliesmaroderturmes gab es übrigens in diesem Jahre noch öfters, so am 2. und 3. Ostersonntage sowie am Sonntag, dem 30. August und „an allen Sonntagen“.

Im benachbarten *Riddagshausen* scheinen damals die räumlichen Verhältnisse im ‚Herrenkrug‘ für solche Veranstaltungen nicht ausgereicht zu haben. Nur ein einziges Mal in jenen Jahren fand sich eine Anzeige des Gastwirts *Wilhelm Breustedt* für ein „Tanzvergnügen in Riddagshausen“ am Sonntag, dem 28. Juni 1846, das „in einem überdeckten Zelte“ stattfinden sollte²⁰⁾. Auch der Wirt *H. Eberhahn* auf dem *Schöppenstedter Turm* hatte sich wohl verrechnet, als er am 13. Juli 1828 „eine vollständige Tanzmusik“ in seiner Wirt-

schaft ankündigte, denn er hat in der Folgezeit nicht noch einmal in den ‚Braunsch. Anzeigen‘ inseriert. Die Gastwirtschaften in den übrigen ehemaligen Landwehrtürmen an den Ausfallstraßen vor Braunschweig scheinen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überhaupt nicht den Versuch gemacht zu haben, Gäste aus Braunschweig herauszulocken, weder der Wendenturm an der Hamburger noch der Raffturm an der Hildesheimer noch die Rotenburg an der Broitzemer noch der Rüniger Turm an der Frankfurter Straße. Erst in den ‚Braunsch. Anzeigen‘ des Jahres 1861 fand ich wiederholt Ankündigungen des Gastwirts C. W. Bode auf dem Wendenturm über „Harmoniemusik“ des Hautboistencorps. Die weite Entfernung dieses Lokals von der Stadt Braunschweig kann bei dieser späten Aufnahme von Unterhaltungsmusik keine entscheidende Rolle gespielt haben, denn die Wirte vom Großen Weghaus in Kl. Stöckheim, das noch wesentlich weiter vom Stadtkern entfernt lag als der Wendenturm, rechneten gleichwohl mit dem Besuch unternehmungslustiger Bürger, als die Witwe Schliephake schon am 14. Juli 1839 „Tanzmusik“ und der Wirt Braun 1844 zum Himmelfahrtstage „Unterhaltungsmusik“ und zum zweiten Pfingsttage „Musik“ ankündigten²¹⁾.

Anfang Mai 1844 hatte auch W. Veidt, der Wirt im von Pawelschen Holz zwischen Olper und Lamme damit begonnen, für den Besuch seines Lokals zu werben. Er versprach sonntags, montags, mittwochs und sonnabends „Maitrunk und Musik“, zum Himmelfahrtstage früh bei günstiger Witterung „Unterhaltungsmusik“, desgleichen am 2. Pfingsttage morgens und am 3. Pfingsttage nachmittags²²⁾. Zwei Jahre später gibt Veidt in den ‚Braunsch. Anzeigen‘ auch bekannt, wer am Mittwoch, dem 24. Juni, nachmittags um 4 Uhr eine „musikalische Unterhaltung“ bieten werde, nämlich das „Hornisten-Corps der Herzoglichen Artillerie“²³⁾.

Keine der bisher genannten Gastwirtschaften in der Umgebung der Stadt Braunschweig übte aber eine solche langanhaltende Anziehungskraft auf die Bürger aus wie der ‚Grüne Jäger‘ bei Riddagshausen. Nach einem Bericht des Landdrosten und Kloster-Commisairs L. A. v. Rhetz aus dem Jahre 1747 wurde schon damals das dort am Rande der Buchhorst 1744 errichtete und mit Schankgerechtsame ausgestattete Gärtnerhaus von vielen Fremden besucht, denen als Annehmlichkeiten außer dem Genuß von Getränken auch die Benutzung mehrerer Gärten, einer Laube, einer Grotte, einer Kegelbahn und der schon 1739 von Jägern angelegten Schießstände geboten wurde²⁴⁾. Zumal diese Schießstände lockten seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts oft Braunschweiger Bürger an, die auch außer der Zeit Auge und Hand erproben wollten, ohne das alljährliche Königs- und Vogelschießen der privilegierten Schützengesellschaft auf dem Maschplatz mit dem dazu gehörigen Zeremoniell abwarten zu müssen. So gab es z. B. nach Stichproben in den ‚Braunsch. Anzeigen‘ 1786 „Vogelschießen“ und „Türkenschießen“, 1789 „Harlekinschießen“ auf dem ‚Grünen Jäger‘. Auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die dortigen Schießstände weiterhin eifrig benutzt. Im Jahre 1833 z. B. kündigte der damalige Wirt Carl Busch dreizehnmal während der Monate Mai bis September im Wechsel „Vogelschießen“, „großes Hirschschießen“ und den Abschuß einer „Flatterscheibe“ mit 12 bzw. 20 „Flattern“ an, wobei einmal auch „die resp. Sonntags- und Montags-Schützengesellschaft“ als Teilnehmerkreis genannt wird²⁵⁾. C. Busch begnügte sich jedoch nicht mit dem Angebot solcher sportlichen Unterhaltungsmöglichkeiten. Bereits seit 1830 gab er außerdem „bei günstiger Witterung“ während der

warmen Jahreszeit „Garten-Musik, abwechselnd durch Hörner und andere Blasinstrumente ausgeführt von sämtlichen Mitgliedern des Herzogl. Hornisten-Corps“, und zwar zuerst am Sonnabend, dem 29. Mai „und fortan alle folgende Sonnabende Nachmittags“²⁶⁾. Entsprechende Ankündigungen erschienen zum 5., 12. und 19. Juni, 3., 10., 17., 24. und 31. Juli, 1. und 7. August sowie zum 4. und 11. September. Die Lücken in dieser Terminfolge waren entweder durch schlechtes Wetter oder durch dienstliche Verhinderung der Militärmusiker bedingt, wie sie der Wirt einmal entschuldigend wegen des Ausfalls am 26. Juni bekannt gab. In den folgenden Jahren ging es so weiter mit „Gartenmusik“ bzw. „Hornmusik“ des Hornisten-Corps an den Sonnabenden auf dem ‚Grünen Jäger‘. Auch 1839 gab es dort noch „Gartenmusik“, doch wurde sie nun vom Trompetercorps der Husaren ausgeführt. Dieses spielte zuletzt am 14. Juli 1839 bei C. Busch. In den folgenden Jahren ist von Militärmusik auf dem ‚Grünen Jäger‘ keine Rede mehr. Nur einmal wird noch im Jahre 1844 eine musikalische Veranstaltung bei C. Busch in den ‚Braunschw. Anzeigen‘ erwähnt. Es heißt dort am 31. Mai: „Wir bedauern sehr, dem am letzten Sonnabend von der verehrl. Liedertafel auf dem grünen Jäger so unverhofft ausgeführten Concerte nicht beigewohnt zu haben, erinnern uns aber mit Wohlgefallen daran zurück, als die Liedertafeln von Braunschweig und Wolfenbüttel vor mehreren Jahren auf dem Thieder Lindenberge concertirten, und bitten uns durch ein ähnliches Gesangsfest bald wieder zu erfreuen. Mehrere Gesangsfreunde“²⁷⁾. Danach wurde es still auf dem ‚Grünen Jäger‘, was die Musik anlangt. Vermutlich waren die verschiedenen Musikcorps der Braunschweiger Truppenteile durch zunehmende anderweitige Verpflichtungen für Unterhaltungskonzerte in den führenden Gartenwirtschaften der Städte Braunschweig und Wolfenbüttel so stark in Anspruch genommen, daß ihnen für die zeitraubenden und vielleicht auch nicht besonders einträglichen Abstecher zum ‚Grünen Jäger‘ keine Zeit mehr übrig blieb. Weiteren Abbruch tat dem ‚Grünen Jäger‘ die Eröffnung der Bahnstrecke Braunschweig—Helmstedt im Jahre 1872, so merkwürdig das in Anbetracht der Errichtung einer eigenen Haltestelle ‚Grüner Jäger‘ auf den ersten Blick auch scheinen mag. Der Bahnkörper durchschnitt nämlich die bisherigen Schießstände, und damit ging dem ‚Grünen Jäger‘, die letzte Besonderheit verloren, die er nach dem Ende der Militärkonzerte noch vor den anderen bescheidenen Ausflugslokalen in der Umgebung der Stadt Braunschweig vorausgehabt hatte²⁸⁾.

(Fortsetzung folgt).

¹⁾ Beschreibung der Stadt Braunschweig und ihrer Umgebungen. 2. vermehrte Auflage, Braunschweig 1839; hier S. 40. — ²⁾ H. Schröder u. W. Aßmann: Die Stadt Braunschweig. Ein historisch-topographisches Handbuch für Einheimische und Fremde. Braunschweig 1841; hier S. 113. — ³⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, Sp. 5336. — ⁴⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, Sp. 6411 f. — ⁵⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1841, Sp. 3218. — ⁶⁾ Zeitungsartikel in den Br. Anzeigen vom 31. 5. 1894. — ⁷⁾ a. a. O. wie ⁶⁾. — ⁸⁾ Friedrich Knoll, Braunschweig und Umgebung. Historisch-topographisches Handbuch und Führer durch die Baudenkmäler und Kunstschatze der Stadt, Braunschweig 1881; hier S. 75. — ⁹⁾ a. a. O. wie ⁸⁾; hier S. 187. — ¹⁰⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1824, Sp. 3003. — ¹¹⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1838, Sp. 3774, u. 1839, Sp. 4023. — ¹²⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1828, Sp. 3706. — ¹³⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1840, Sp. 4255. — ¹⁴⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, Sp. 2277. — ¹⁵⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1839, Sp. 2308. — ¹⁶⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, Sp. 2126. — ¹⁷⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, Sp. 3277. — ¹⁸⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1841, Sp. 3742. — ¹⁹⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, Sp. 3277. — ²⁰⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, Sp. 3841. — ²¹⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1839, Sp. 3208, u. 1844, Sp. 2853 u. 3075 f. — ²²⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1844, Sp. 2614, 2853 u. 3074. — ²³⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1846, Sp. 3726. — ²⁴⁾ Zeitungsartikel in den Br. Anzeigen vom 11. 8. 1885. — ²⁵⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1833, Sp. 2523. — ²⁶⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1830, Sp. 2138. — ²⁷⁾ ‚Br. Anzeigen‘ 1844, Sp. 3175. — ²⁸⁾ a. a. O. wie ²⁴⁾.

Die Entstehung der Waldgaststätte „Tetzelstein“

von Heinz Röhr

Lange bevor die schöne Waldgaststätte „Tetzelstein“ im Elm erbaut wurde, war der Platz, auf dem sie heute steht, ein beliebter Treffpunkt der rings um den Elm wohnenden Einwohner. Der Stein selbst, der seit 1935 in der Hainbuchenhecke vor der Gaststätte steht, wird zuerst in einem Schreiben an den Rat der Stadt Schöppenstedt aus dem Jahre 1676 erwähnt. Darin heißt es, daß die Treiber, die zu einer Wolfsjagd im Elm benötigt würden, sich beim „Stein auf dem Großen Rode“, womit nur der heutige Tetzelstein gemeint sein kann, treffen sollten. Im 18. Jahrhundert wird der Stein in einem Pfarrbericht näher beschrieben: „Auf dem Großen Rode am Wege nach Königslutter steht ein Stein, ohngefähr 3 Fuß hoch, 1 Fuß breit und $\frac{3}{4}$ Fuß dick. Oben ist ein Stern eingehauen. Unter diesem Stein soll ein Ablaßprediger begraben sein. Dieser hatte wollen nach Königslutter reisen, ein Edelmann aber aus Küblingen, der zuvor Ablaß auf eine erst vornehmen wollende Mordtat von ihm gekauft, hatte ihn daselbst erschossen und beraubt, so sagt man. Ein gewisser Zimmermeister soll davon zuverlässige Nachricht besitzen. Da dieser aber nicht hier wohnt, so habe ich noch nicht Gelegenheit, ihn selbst zu fragen, auch die Nachricht zu lesen, haben können. Da, wo der Stein steht, soll auch der Elm am höchsten sein. Dieses ist wahrscheinlich, denn man kann über die Bäume weg auf den Blocksberg (Brocken) sehen.“

Zweifellos übte der sagenumwobene Stein am Rande der etwa 200 Morgen großen Rodung mit dem Steinbruch, der Kalkbrennerei, dem Krug und dem Weidehof Gr. Rode darin eine eigenartige Anziehungskraft auf die Menschen aus. Jedenfalls war es hier, wo man sich zu Sängerfesten traf und wo jedes Jahr — bis heute — das Elmwettturnen, das zweitälteste deutsche Bergturnfest, stattgefunden hat. Im Jahre 1846 ließ dort der Braunschweiger Oberhofmarschall von Lübeck auf eigene Kosten das 3 Meter hohe Tetzelsteindenkmal errichten, das seine Nachkommen später dem Staat schenkten. Der eigentliche Tetzelstein stand ursprünglich auf dem freien Platz vor ihm und war seit 1856 von einem Gitter umgeben,

Im Jahre 1878 tauchte zum ersten Mal der Plan auf, an diesem Platz eine Gaststätte zu bauen. Der Amtszimmermeister Singelmann aus Schöppenstedt bat am 21. Oktober dieses Jahres in einem Gesuch die Forstverwaltung, ihm den Platz neben dem Tetzelsteindenkmal für die Erbauung eines „Gast- und Kurhauses“ zu überlassen. Der für diesen Waldbezirk zuständige Forstbeamte, Oberförster Uhde auf Gr. Rode, unterstützte das Gesuch. Er führt in seinem Bericht vom 9. 8. 1879 dazu u. a. folgendes aus: „Wenn ich mir noch erlaube zu bemerken, daß ich jährlich, in diesem Jahr in drei Fällen, Anträge um Aufnahme von solchen Personen, denen Ärzte den Aufenthalt in einem stillen, ganz im Walde liegenden Ort empfohlen hatten, abzuschlagen habe und daß ich jeden Sommer von Besuchern des Elms unzählige Male um Verabreichung von Speisen und Getränken sowie von Aufnahme von Pferden in meinem Stall angegangen werde, so führe ich dieses nur an, um darzutun, daß ein solches Etablissement für das Publikum erwünscht wäre. Für die Bewohner des hiesigen Dienstgehöfts (Gr. Rhode) würde dasselbe insofern von großem Vorteile sein, als im Fall der Not Hilfe schnell zu erlangen sein würde, z. B. in schneereichen Wintern,

wie im vergangenen, wo jede Communication oft mehrere Tage unterbrochen war.“ Aber die Herzogliche Kammer lehnte den Antrag des Amtszimmermeisters ab, da sie aus forst- und jagdpolizeilichen Gründen gegen die Einrichtung eines Privateigentums inmitten der herrschaftlichen Forsten war.

Inzwischen bürgerte es sich immer mehr ein, daß es den Vereinen und anderen Gesellschaften beim Besuch des Tetzelssteins gestattet wurde, einen Wirt mitzubringen, der der betr. Gesellschaft Speise und Trank verabreichte. Besonders häufig wurde der Gastwirt Theodor Plomann aus Schöppenstedt zu diesem Zweck herangezogen. Dieser bat im Januar 1883 darum, eine transportable Bretterbude in der Nähe des Denkmals aufstellen zu dürfen, damit er dort auch bei Regen- und Gewittergüssen die immer zahlreicher werdenden Gäste bewirten könne. Die Herzogliche Kammer hatte dagegen nichts einzuwenden, stellte in dem am 25. April 1884 abgeschlossenen Vertrag aber verschiedene Bedingungen. So wurde Plomann nur gestattet, die Bude in der Zeit vom 1. Mai bis 30. Oktober aufzustellen. Er mußte sich auch verpflichten, äußerste Vorsicht im Umgang mit Feuer walten zu lassen und Wild- und Jagdfrevel nicht zu dulden. Besonders schwer einzuhalten war für den Wirt Par. 10 des Vertrages: „Der Pächter darf den in der Nähe des Denkmals arbeitenden Wald-, Wege- und Steinbrucharbeitern zu Gelagen keine Getränke verabreichen.“

Die Aufstellung der Bretterbude bewährte sich, wurde von den Elmbesuchern begrüßt und brachte dem Wirt guten Gewinn. Oberförster Uhde berichtet darüber am 7. Oktober 1884: „Die Errichtung einer Schankwirtschaft in der Nähe des Tetzeldenkmal wird vom Publikum gebührend anerkannt, denn der Besuch war bis in die letzte Zeit hinein so rege, daß Herr Plomann Tage gehabt hat, an denen er 200 bis 300 Mark und mehr eingenommen hat, nach einer mir kürzlich von demselben gemachten Mitteilung hat er diesen Sommer einen Reingewinn von 1000 Mark erzielt. Die gelieferten Speisen und Getränke waren gut und die Preise mäßig. Zu irgendwelchen Beschwerden hat derselbe keine Veranlassung gegeben.“ Nach einiger Zeit erreichte es Plomann auch, daß er die Bretterbude im Winter bei dem Tetzeldenkmal stehen lassen konnte, da der Aufbau und Abbruch sowie der Transport immer erhebliche Unkosten verursachten. Auch ein kleiner Vorratskeller wurde eingerichtet.

Nach der Erreichung des 65. Lebensjahres gab Herr Plomann im April 1891 den Tetzelsstein an den Gastwirt Wilhelm Westewald, der vorher das Kurhaus in Lichtenberg bewirtschaftet hatte, ab. Dieser ersetzte im Jahre 1892 den eingestürzten Keller durch einen massiven Kellerbau aus Barnstein und stellte am 9. September 1893 den Antrag, ein richtiges Gasthaus am Tetzelsstein errichten zu dürfen. Darin heißt es u. a.: „Während des Winters namentlich steht das Gebäude unbeschützt da, und so sind wiederholt Einbrüche verübt, bei denen mir Getränke, Zigarren und verschiedene Sachen entwendet resp. beschädigt sind. Außerdem hatte ich durch meinen Abzug im Herbst und meinen Anzug im Frühjahr alljährlich kostspielige Transporte. Auch wurden mir, da ich in Schöppenstedt oder Königslutter im Winter wohnte und nicht rechtzeitig mit Nachricht versehen werden konnte, verschiedentlich Schlittenpartien vereitelt und wenn diese zustande kamen, konnte ich den Gästen keinen genügend heizbar zu machenden Raum bieten. Allen Übelständen würde mit einem Male abgeholfen sein und meine Lage verbessert werden, wenn mir ein Wohnhaus zur Verfügung stände.“

Der Forstmeister v. Schütz in Gr. Rode unterstützte sein Gesuch: „Nicht allein aus den nächstliegenden Ortschaften, sondern aus Helmstedt, Schöningen, Wolfenbüttel und nicht zum wenigsten auch aus Braunschweig und aus noch größerer Ferne wird der Ort stark frequentiert, so daß zeitweise allein oft 100 und mehr Equipagen an einem Tage mit Besuchern, abgesehen von dem sonstigen Publikum, daselbst eintreffen. Auch die Eisenbahnverwaltung trägt den Bedürfnissen bereits durch Ausgabe von besonderen Fahrscheinen zur Erleichterung



Die Gaststätte Tetzelsstein

(Foto: Röhr)

des Besuchs des Elms Rechnung. Bei dem starken und stets noch zunehmenden Verkehr genügen die jetzigen primitiven und beschränkten Räumlichkeiten in keiner Weise und muß daher zugegeben werden, daß den Bedürfnissen nur durch den Bau eines solchen Hauses entsprochen werden kann. Zu diesem Behufe, wie seinen sonstigen Bedürfnissen würde Herr Westerwald gegebenenfalls zweckmäßig eine Fläche von ca 22 Ar, deren Lage aus der anliegenden Handzeichnung (vgl. Foto!) zu ersehen ist, gegen eine entsprechende Entschädigung zu verpachten sein. Bei der Beurteilung des Antrages bitte ich gefälligst auch noch berücksichtigen zu wollen, daß bei Ausführung des Projekts den Bewohnern der hiesigen einsam gelegenen Oberförsterei auch im Winter die Möglichkeit gegeben wäre, menschliche Hilfe in Notfällen in der Nähe zu erreichen.“

Aber der zuständige Forstbeamte der Herzoglichen Kammer in Braunschweig hatte Bedenken: „Nach meiner Ansicht ist die von Westerwald in Frage stehende Stelle betreffs Restauration, zu welcher ihm eine früher von dem Gastwirt Plo mann errichtete Schankbude in der Zeit vom 1. April bis zum Schluß jedes Jahres zu benutzen erlaubt und im vergangenen Jahr auch die Anlage eines gemauerten Kellers gestattet ist, den wirklich vorliegenden Bedürfnissen des die Elmwaldungen zur Erholung besuchenden Publikums hinreichend Rechnung getragen. Für dieses ist die Anlage einer Gastwirtschaft auf der Höhe des Elms, welche auch im Winter betrieben wird, nicht erforderlich, wohl aber würden dort, da auf der nahe liegenden Königsutter-Schöppenstedter-Straße und auf dem von hier abzweigenden nach dem Reitlingstale verlaufenden chaussierten Forstwege in den Herzberggrund behufs Abfuhr von Holz und Steinen aus den Herrschaft-

lichen und Genossenschaftsforsten des Reviers Evessen ein lebhafter Verkehr von Landfuhrwerken stattfindet, die Fuhrleute und auch die zahlreichen Wald- und Steinbruchsarbeiter zu Trunk- und Zechgelagen Gelegenheit finden. Solche Unzuträglichkeiten abzuwenden, liegt im Interesse der Eigentümer der umliegenden Forstgenossenschaften und ferner der Eigentümer der zu Holz- und Steintransporten gestellten Fuhrwerke. Daß die Vergnügungsfahrten nach dem Tetzeldenkmal nach der Errichtung eines Gasthauses daselbst zunehmen, solche Fahrten insbesondere von der hiesigen Stadt aus sich vermehren würden, halte ich für wahrscheinlich, meine aber, daß es, solange die ganze bzw. die teilweise Unterhaltung der hierzu zu benutzenden Herzberggrund-Chaussee und des daran sich schließenden Reitlingstalweges der Herzoglichen Forstkasse zur Last fällt, dem Interesse der Herzoglichen Forstverwaltung zuwiderläuft, die Hebung des dortigen Wagenverkehrs zu fördern. Ich gebe daher gehorsamst anheim, die Erlaubnis zur Errichtung eines im Winter bewohnbaren Wohnhauses und eines Stallgebäudes abzulehnen, habe aber gegen die Errichtung eines einstöckigen Wellblechhauses an Stelle der vorhandenen Schankbude — von der Beschaffenheit wie das im Nußberge vor einigen Jahren errichtete Zelt, dessen aus Wellblech bestehende Wände auf der Innenseite mit einer Bretterschalung bekleidet sind — nichts einzuwenden, wenn die Bewohnung desselben und der Betrieb einer Gastwirtschaft darin während des Winters nach wie vor verboten bleibt.“

Die Herzogliche Forstverwaltung setzte sich aber über die Bedenken des betr. Sachbearbeiters hinweg und erteilte in einem Vertrag vom 20. März 1894 dem Gastwirt Wilhelm Westerwald die Genehmigung, auf einer ihm zu verpachtenden Fläche von 0,192 Hektar ein einfaches Wohnhaus mit Stallgebäude unter Benutzung des bereits vorhandenen massiven Kellers aber mit der Auflage, die Bretterbude abzureißen, zu errichten. Außerdem mußte sich der Pächter wiederum verpflichten, den Waldarbeitern keine geistigen Getränke zu Gelagen zu verabreichen. Der Pachtvertrag mit der Forstverwaltung wurde für die Zeit vom 1. April 1894 bis zum 1. April 1912 abgeschlossen. Es entstand ein „massives Logier- und Gasthaus im elegantesten Schweizerstil.“ Dem mit einem Erker versehenen Fachwerkbau war eine vier Meter breite Glasveranda vorgelagert. Außer dem Restaurationssaal waren auch einige Logierzimmer vorhanden. Da das „alte Zelt“ zunächst stehen blieb, konnten nun 2000 Personen untergebracht werden. In dem neu erbauten Pferdestall fanden 24 Pferde Platz. Die Baukosten betrugen ungefähr 22 000 Mark. Das Richtfest wurde im August des gleichen Jahres gefeiert.

Allerdings hat der Bauherr des Hauses, Wilhelm Westerwald, die Gaststätte nur wenige Jahre bewirtschaftet. Bereits 1897 verkaufte er sie an den ehemaligen Techniker B ö h m e , der sie ein Jahr später an den Kaufmann B r e u s t e d t aus Schöppenstedt abtrat. Dieser erweiterte die Waldgaststätte durch einen Anbau an der Westseite. Als er im Jahre 1906 starb, setzte seine Witwe das Pachtverhältnis mit der Forstverwaltung bis zum Jahre 1912 fort. Ihr letzter Unterpächter war der ehemalige Reitlingswirt K a r l B ö k e r , der seit dem 1. April den Tetzelsstein bewirtschaftete und später auch als Eigentum erwarb. 1928 erhielt der Tetzelsstein elektrische Beleuchtung. 1935 wurde am Tetzelsstein ein 1700 Quadratmeter großer Parkplatz für 60—70 Fahrzeuge angelegt. Der Platz vor dem Tetzelsstein wurde zu einer schönen Anlage umgestaltet. Der Tetzelsstein, der bis dahin, von einem Eisengitter umgeben, vor dem Denkmal gestanden

hatte, wurde weiter westlich in die Hainbuchenecke gesetzt. Auch der Gedenkstein zu Ehren des Gründers der Elmwettkämpfe, des Braunschweiger Sanitätsrats Dr. Mack, erhielt gegenüber der Gaststätte einen neuen Platz. Genauere Nachforschungen und Ausgrabungen, die der Braunschweiger Landesarchäologe, Professor Hofmeister, dort vornahm, konnten zwar nicht bestätigen, daß der Platz einstmals eine kultische Bedeutung gehabt hat, gaben aber interessante Einblicke in die eigenartigen Grenzverhältnisse und die besondere Wegeführung früherer Zeiten an dieser Stelle und förderten ein Steinbeil der Megalithkultur zutage.

Der Tetzeltwirt Karl Böker und nach ihm seine Frau und seine Töchter bewirtschafteten die Waldgaststätte bis 1963. In diesem Jahr übernahm sie der heutige Besitzer H. A. Jahn. Er sorgte dafür, daß sie den seit langem notwendigen Anschluß an eine Wasserleitung erhielt. Nach wie vor erfreut sich die nun 80 Jahre alte Waldgaststätte „Tetzeltstein“ der größten Beliebtheit, und es bleibt nur zu wünschen und zu hoffen, daß sie noch viele Jahre alle Besucher des schönen Elms erfreuen und beglücken wird.

Quellennachweis und Literatur

Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 1) Von Hassel: Collectaneen Nr. 8 (Sambleben), 2) 55 Neu 20 Nr. 72 (neuere Forstakten). — Heinz Röhr: Der Tetzeltstein und die Tetzelsage (im „Heimatkalendar für den Landkreis Wolfenbüttel 1961“, S. 61 ff. — Margarete Denecke: Von den Anfängen der Gastwirtschaft „Tetzeltstein“ (betr. Jugenderinnerungen der Wirtstochter von 1898 bis 1908, Heimatkalendar des Landkreises Wolfenbüttel 1961, S. 65 ff.).

Dichterlesungen und Uraufführungen „der Niederdeutschen Bühne“ in Braunschweig

von Siegfried Wolter

(Vorbemerkung der Schriftleitung:

Siegfried Wolter, den Braunschweigern seit 1947 als Spieler der „Niederdeutschen Bühne“ bekannt, hat am 16. Januar 1974 aus Gesundheitsgründen die von ihm in der Nachfolge von Helene Evers über sechs Jahre wahrgenommene Leitung der Bühne niedergelegt. Seit 1958 berichtete er alljährlich als getreuer Chronist im „Braunschweiger Kalender“ über die plattdeutsche Theaterarbeit in Braunschweig. Aus dieser fortlaufenden Chronik stellte er für unsere Leser einige interessante Einzelberichte zusammen.)

Carl Budich (1963)

Der 6. Oktober 1963 brachte einen Auftakt von ganz besonderer Art. Unter dem Eindruck des Braunschweiger Erfolgs seiner Tragikomödie „Verreken di nich“ hatte der Lübecker Carl Budich den Braunschweigern sein neuestes Werk, die Zeitkomödie „De Mänätscher“, zur Uraufführung anvertraut. Nun sah er selbst sein Werk ganz so, wie er es sich unterm Schreiben vorgestellt hatte, und erlebte zugleich die begeisterte Zustimmung des Braunschweiger Publikums. Budich hatte aber auch schon in der Wahl von Stoff und Titel eine glückliche Hand gehabt. Managertum und Managerkrankheit: sind sie nicht ebenso geläufige Voka-

beln wie bedenkliche Zeiterscheinungen geworden? Ist es nicht ein Verdienst, sie dem Gelächter preiszugeben, wie es hier in geistvoller Weise geschah? Reinhold Heydecke durfte die Rolle des hoch hinaus strebenden Bauern Paul Bumann kreieren, den ein gnädiges Schicksal und eine verständnisvolle Umwelt von seinen Managerideen kurieren. Achtmal wurde der „Mänätscher“ gespielt. Von den auswärtigen Gastspielen führte eines an den südlichen Grenzort des Plattdeutschen, nach Duderstadt.

Rudolf Kinau (1964)

Wie es sich gehört am Vorabend der in der kommenden Spielzeit fälligen 40-Jahr-Feier, gab es als Beschluß etwas Unalltägliches, einen literarisch-menschlichen Höhepunkt. Rudolf Kinau, Gorch Focks berühmter Bruder, kam aus Finkenwerder nach Braunschweig und las dreimal aus seinen Werken, zweimal am 30. und einmal am 31. Mai — d. h. der vitale Endsiebziger las nicht, sondern sprach seine Prosa- und Versdichtungen (deren Auswahl er in jeder „Lesung“ variierte) völlig ohne Buch und so, als würden sie gerade in diesem Augenblick von ihm erdacht und erschaffen. Das Publikum im jedesmal überfüllten Brückentheater war fasziniert von Kinaus Worten ebenso sehr wie von seiner Persönlichkeit ...

Walter Looschen (1966)

In der stattlichen Anzahl von 36 Aufführungen brachte die „Niederdeutsche“ fünf sehr verschiedene Werke; sie brachte dazu die mit einem dieser Werke geschickt gekoppelte Lesung eines unserer bekanntesten Dramatiker ... Günther Siegmunds charmanter, Realität und Traum mischender Einakter von den Problemen einer jungen Ehe („Höhnergloben“) wurde achtmal gezeigt, und zwar sechsmal in Verbindung mit einer Lesung des Kieler Autors Walter Looschen und zweimal im Rahmen eines „Plattdeutschen Abends“, der Bühnenspiel, Gesang und moderne plattdeutsche Lyrik miteinander verband.

Otto Rohkamm (1970)

Noch ein weiteres Mal erwies die Bühne dem Ostfälischen, also der braunschweigischen Erscheinungsform der plattdeutschen Sprache, ihre Reverenz. Neben Wilhelm Börker gilt der Harzburger Otto Rohkamm als einer der bedeutendsten unter den wenigen ostfälischen Autoren; ja, vielleicht ist er der letzte unter ihnen. So war seine Lesung am 22. Februar 1970 ein von den versammelten Kennern dankbar aufgenommenes Ereignis. „Ernstes und Heiteres aus dem Volksleben des Harzes in Erzählungen und Gedichten“ brachte Rohkamm, und da zu dichterischem Gehalt gleichwertig die Kunst der Interpretation kam, verging dieser zweistündige Dichterabend beinahe zu rasch.

Carl Budich (1971)

Am 6. Juni 1971 war es soweit: die vieraktige Komödie „Arwen is ok en Kunst oder: De minschliche Harmonie“ erblickte in Braunschweig und im Beisein ihres Dichters, des Lübeckers Dr. Carl Budich, das Bühnenlicht und wurde bis zum 14. Juni im ganzen fünfmal mit gleichbleibendem Beifall aufgenommen.

Carl Budich, dessen Zeitkomödie „De Mänätscher“ unter Helene Evers ebenfalls in Braunschweig uraufgeführt worden ist, bringt auch diesmal wieder Menschen und Milieu von heute auf die Bühne. Am Beispiel der Familie Paustian, die sich beim 75. Geburtstag des „geliebten“ Onkels Christian nicht genug tun kann, ihre Eintracht und Harmonie zu loben und selbstgefällig zu bewundern, und die nach dem Tode ebendieses reichen Erbonkels in grotesk-gespensischer Eile in Neid und Streit, in Wut und Haß auseinanderfällt, zeigt er, immer wieder mit Ausblicken auf Weltlauf und Politik, den Unbestand großer Worte und edler Vorsätze. Der Schlüsselfigur des Werkes, dem nur im ersten Akt erscheinenden „Unkel Krischan“, gab Joachim Schmidt die entsprechenden gütig-listigen, überlegen-eulenspiegelhaften Züge. Aber auch alle anderen Rollen konnte Spielleiter Siegfried Wolter, der selbst die dem Autor sehr liebe Partie des Otto kreierte, treffend besetzen, und so seien alle Mitspieler hier namentlich festgehalten: Ilse Jacobasch, Annelies Mehler und Barbara Ohlendorf, Klaus Scharenberg, Werner Drebes, Wolfgang Liebegeld und Günter Harig. Von Günter Harig stammte auch diesmal wieder — passend wie immer — das Bühnenbild.

Rudolf Kinau (1971)

Am 5. Mai 1972 waren zehn Jahre vergangen, seit Helene Evers mit Braunschweigs „Niederdeutscher Bühne“ umzog von der Echternstraße in die neue Spielstätte, die ihr die Stadt in der „Brücke“ am Steintorwall zur Verfügung gestellt hatte. Ein kleines Jubiläum also — und ein Ansporn, die Spielzeit 71/72 besonders interessant zu gestalten ... „Rudolf Kinau ut Hamborg-Finkenwarder vertellt sülsen ut sien Leben un sien Beuker“, so lautete die Ankündigung zum 5. September 1971, und der plattdeutsche Dichter fand ein großes, begeistertes Publikum ...

Heinrich Schmidt-Barrien (1972)

Am 28. Mai konnte die Niederdeutsche Bühne zum zweiten Mal in dieser Spielzeit einen berühmten plattdeutschen Dichter zu zwei Lesungen begrüßen. Heinrich Schmidt-Barrien ist ein Autor, an dessen Werk auch die hochdeutsche Literaturwissenschaft nicht vorübergeht. Als Dramatiker, Erzähler und Hörspielverfasser hat er sich gleichermaßen einen Namen gemacht; der Rudolf-Alexander-Schröder-Preis und der Hans-Böttcher-Preis zählen zu den mannigfachen Auszeichnungen des jetzt Siebzigjährigen ...

Fritz Fricke (1972)

Als Wilhelm Börker 1925 in Braunschweig wagemutig ein plattdeutsches Theater ins Leben rief, konnte er nicht ahnen, daß noch im Jahre 1973 dieser Kalender von dieser seiner Schöpfung erzählen würde — und zwar nicht etwa zurückblickend in alte Zeiten, sondern vorwärtsschauend ins 49. Jahr ihres Bestehens! ... In fünf Veranstaltungen amüsierte August Hinrichs' Einakter „De kloke Heini“, und zwar viermal in Verbindung mit einer Lesung des ostfälischen Dichters Fritz Fricke („Fritze Fricke ut Lehre“) und einmal im Rahmen einer Jubiläumsveranstaltung des Heimatvereins Vorsfelde ...

Sicher is sicher

von Otto Rohkamm

Dai Hären Pastöre, dai sind froiher mannichfaken helleschen n^äit^{er}en ewest. Awerst dat harre s^äinen g^ouen Grund. Se wollen mit Jewalt alles ganz jenau wetten, w^uo seck de Anjelä^{en}hait vorrhailt, wenn en junk Fr^ouminsche, dai junke Br^out, kamm un wolle de Fr^äijaat anmellen; wenn se wolle dän Hären Past^oor bidden for de Trauunge in'er Kerke; un se wolle dat Klockenlui^{en} b^äistellen. Un se wolle man äben sejen, datt se in Kasten all ^outhengen d'e'en.

N^ou is et froiher Sitte 'west, datt dat „gr^uote Klockenjeluie“ man bl^uot for raine Junkfr^ouen en^uomen word. For dai nich ganz rainen droffte bl^uot dat „litje Klockenjeluie“ elutt w^{er}en.

Se harren da froiher mannichfaken k^uomische Ansichten inne, ^uok sau ^uower „Kranz un Schlaier“: „In Ehren“ säen se, ^uoder „in Unehren“ un sauwat derhäre.

Vorrniftije Minschen sind jo ^uower sauwat „erhaben“ un jⁱewet da nist up, un w^uo is denne ^uowerhaupt froiher en junken B^ouer ewest, dai de Hocht^äit eher anmellen wolle, w^äi datt hai ^uok jenau wußte, datt hai mid'en „Stammhalter“ rāken konne un mid'en Hoffarben?

Dai Past^ooren wollen awerst dadervon nist wetten, un sau harre ^uok de ^uole Past^oor in'er N^äistadt alderhand tau fra'en. Hai was jo 'ne Seele von Minsche, awerst et hulp alles nist, hai harre s^äine Erfahrungs^uen un harre s^äine B^äidenken; hai moßte vorhär wetten, ob hai dat gr^uote ^uoder dat litje Klockenjelui nⁱehmen konne. Un sau frauch hai dai junke Br^out, dai de Hocht^äit anmellen wolle:

„Na, m^äine laiwe litje Tochter, w^uo is et denne dermidde? Kennt w^äi denne dat gr^uote Kockenjeluie nⁱehmen?“

„Jawoll, Herr Past^oor“, säe dat Māken, „nⁱehmet Sai man dat gr^uote. Up de Kosten kummet et nich an, hat de Vater esecht!“

„Na ja“, twⁱere de Past^oor an, „eck denke äben nich an dai Kosten, eck maine, ob ^uok sist alles in Ornunge is, un sau . . .?“

Do smatt dat Māken dän Kopp in 'en Nacken un säe: „Ja, Herr Past^oor, nⁱehmet Sai man dat gr^uote Klockenjeluie!“ Denne sä'et „Adjö“ un junk s^äinder Wä'e, awerst in'er Dⁱer, da blai^f iet doch nach emal stahn, as wenn et noch wat vorrjetten herre. ^uOk dän Past^oore sch^äine dat sau, as wenn dat Nⁱeten noch wat up 'en Harten harre, wat et noch sejen wolle, un do frauch hai:

„Na, m^äine laiwe Tochter, fāhlt noch wat?“ „Och“, maine dat Māken, „fāhlen dait grade nist, awer, Herr Past^oor, eck maine man: Nⁱehmet Sai man jetroste dat gr^uote Klockenjeluie. Awerst villichte kennt Sai mit dai litje Klocke mal en betten dertwischenbimmeln!“

Neues heimatliches Schrifttum

Werner Flechsig, unter Mitarbeit von Fritz Habekost und Otto Rohkamm, Ostfälische Sprichwörter. Volksweisheit und Volkshumor aus fünf Jahrhunderten, zusammengestellt aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Waisenhaus-Buckdrucke-

rei und Verlag, Braunschweig 1974, Leinwand. 252 Seiten.

Für dieses Werk hat der Verfasser in langjähriger Kleinarbeit aus schriftlichen Quellen und aus der mündlichen Überlieferung die Spruchweisheit des ostfälischen Volkes in ihrer mundartlichen Ausprägung

zusammengetragen. Darüberhinaus hat es der Sammler verstanden, sein Material in knappen, aber kennzeichnenden Sätzen einfühlend zu deuten und zu vertiefen. Im Sprichwort haben Beobachtungen und Erfahrungen von Generationen ihre feste, der Gemeinschaft geläufige Ausdrucksform gefunden. Einzelerfahrungen werden mit seiner Hilfe in größere und allgemeinere Zusammenhänge gehoben durch plastische Vergleiche. So etwa heißt es: „Jiëjen en Foier Meß is slecht anstinken“ („gegen ein Fuder Mist ist schlecht anstinken“), um zum Ausdruck zu bringen, daß man gegenüber mächtigen Herren oder übermächtigen Verhältnissen als „kleiner Mann“ nichts erreichen kann (Nr. 643). Flehsig hat sein Material nach inhaltlichen Gesichtspunkten sorgfältig geordnet. Da erfährt man, wie die Menschen hierzulande über Gott und Teufel, über Nachbarn und Verwandte urteilen, über Berufe und Stände sinnieren, wie Arbeit und Recht in prägnanten Wendungen charakterisiert werden. Aber auch die materiellen Seiten des Lebens, wie Essen und Trinken oder die Beziehungen zu Geld und Gut, werden durch den Mund des Volkes in den klangvollen und so unterschiedlichen ostfälischen Mundarten gekennzeichnet. Für Leser, denen die Mundarten nicht geläufig genug sind, sind den Sprichwörtern hochdeutsche Übertragungen beigegeben.

Manches, was W. Flehsig aus dem ostfälischen Bereich anführt, findet sich auch in anderen Teilen Deutschlands, ja darüberhinaus. Das freilich erhält durch seine mundartliche Ausdrucksform besonderen Wert und vermittelt dadurch zugleich eine besondere Seite ostfälischer Wesensart.

Dem Wissenschaftler bietet der Band außer dem reichhaltigen Material, das durch ein hochdeutsches Wortregister erschlossen wird, viele wertvolle Anregungen und neue Erkenntnisse. Wie diesem, so mag auch den Laien manche der Lebensweisen bereichern. So kann man nur wünschen, daß überall da, wo man sich Land und Leuten in Ostfalen verbunden fühlt, dieses Werk auf dem Weihnachtstisch zu finden ist, und zum echten Hausbuch wird, das man in ernststen und heiteren Stunden gewiß immer wieder gern zur Hand nimmt.

DrWi

Hoffmann von Fallersleben, A. H. — Gedichte und Lieder. Im Auftrag der Hoffmann von Fallersleben-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Wendebourg und Annelise Gerbert. 1974, Verlag Hoffmann und Campe.

Über Hoffmann von Fallersleben, dessen Volks- und Kinderlieder auch heute noch bekannt sind und gern gesungen werden — ohne daß man merkwürdigerweise den Verfasser kennt — gibt es bereits eine große Reihe von Veröffentlichungen. Soeben ist nun eine weitere, eine neue Sammlung der Gedichte und Lieder von H. Wendebourg und A. Gerbert im Verlag Hoffmann und Campe erschienen, die hervorragend anspricht. „Zwar ist auch hier die auf Hoffmann zurückgehende Unterteilung in Dichter-, Liebes-, Kinder- und Volksleben zu finden, zu denen die Zeitgedichte hinzukommen.“ In diesem vorliegenden Bande sind als besondere Gruppen die „Naturgedichte“ und die „Gedankenlyrik“ neu aufgestellt und die „satirischen Zeitgedichte in politisch-kritische und gesellschafts- und kulturkritische Dichtungen unterteilt“.

Es macht Freude, dieses Buch zur Hand zu nehmen. Das Werk des Dichters Hoffmann von Fallersleben wird in einer für ihn und seine Zeit repräsentativen Auswahl neu belebt.

Schultz

Hans Ehlers: Erzhausen im mittleren Leinetal mit Pumpspeicherwerk. Druck von C. Hertel, Bad Gandersheim 1974.

Kurz bevor das braunschweigische Dorf Erzhausen seine Selbständigkeit durch Eingliederung in die Großgemeinde Kreiensen verlor, hat der alte Gemeinderat sich ein letztes, bleibendes Verdienst damit errunden, daß er noch verfügbare Geldmittel zum Druck einer seit Jahren im Manuskript vorliegenden Darstellung der Ortsgeschichte von Kirchenrat Hans Ehlers verwandte. Der Verfasser, der hochbetagt in Braunschweig lebt, hatte 1942 als Pastor primarius in Greene, zu dessen Pfarrsprengel auch Erzhausen gehörte, zum ersten Male eine Ortsgeschichte von Erzhausen herausgegeben, allerdings, den damaligen Beschränkungen der Kriegszeit entsprechend, nur als ein im Roto-Verfahren vervielfältigtes maschinenschriftliches Manuskript auf geringwertigem, rasch vergilbendem Papier des Formats DIN A 4 ohne Abbildungen. Jene erste, bald vergriffene und wenig dauerhafte Veröffentlichung bildete die Grundlage für die Neubearbeitung des Stoffes, dessen zeitlicher Rahmen nun bis zur Gegenwart ausgedehnt und dessen Inhalt durch zahlreiche Ergänzungen wesentlich bereichert wurde. Behandelt sind auf 164 Seiten die Abschnitte „Die Landschaft“, „Besiedlung des Leinetales“, „Der Klosterhof“, „Die Hof- und Hausstellen“, „Die

Feldmark", „Vom Bauerntum“, „Vom Dorf und seinem Leben“, „Im Zeitgeschehen“, „Kirche und Schulen“, „Leinetal-Siedlung“ und „Pumpspeicherwerk“.

Die lebendige Darstellung dieses Stoffes durch den kenntnisreichen Verfasser ist dazu angetan, nicht nur die Bewohner Erzhausens und der benachbarten Orte des Leinetales zu fesseln, sondern vermittelt auch anderen Freunden der Heimatgeschichte, der Landes- und Volkskunde viele interessante Einblicke in Landschaft und Wirtschaft, politisches, soziales und kulturelles Leben einer Gemeinde, die sich vom Bauerndorf dank seiner reizvollen Lage zum Luftkurort entwickelt hat und nicht nur wegen seiner schönen Lage zwischen Flußniederung und waldreichen Berghängen besucht zu werden verdient, sondern auch wegen seiner technisch eindrucksvollen Anlagen der Wasserwirtschaft. Bereichert ist der Inhalt des mit farbigem Umschlag und Kunstdruckpapier ausgestatteten Buches durch die Beigabe von 26 Fotos, 1 Zeichnung und 4 Karten und Plänen, von denen besonders die Abbildungen alter, längst verschwundener Fachwerkhäuser, früherer Erntevorgänge und der Turner-, Sänger- und Feuerwehrgruppen dem Volkskundler hochwillkommen sein werden. Zu haben ist das Buch bei der Stadtverwaltung Kreiens.

Flehsig

Tausend Jahre Seesen. Anlässlich des Jubiläumsjahres, in dem Seesen seiner erstmaligen urkundlichen Erwähnung im Jahre 974 gedachte, erschienen:

„1000 Jahre Seesen. Beiträge zur Geschichte der Stadt Seesen am Harz“ (XI, 440 Seiten, Lwd.),

„974—1974. 1000 Jahre Seesen. Festschrift“.

Im ersten Bande kommen eine Reihe von Wissenschaftlern zu Worte, die einzelne aber in sich geschlossene Beiträge zur Geschichte der Stadt geschrieben haben. Diese Arbeiten sollen die Grundlage für eine später zu erstellende Gesamtgeschichte Seesens ergeben. Es sind gewissermaßen zunächst nur Teilgebiete herausgegriffen, so — um die ersten einmal informativ zu nennen — „Die Schenkung des Reichsgutes Seesen an das Stift Gandersheim“, „Die Urkunde Ottos II. vom 7. Juni 974“, „Die

Entwicklung Seesens von den Anfängen bis zum Dreißigjährigen Kriege“ u. a. Als Ergänzung ist hinzugefügt: eine „Zeittafel“, „eine Stammtafel der Liudolfinger“, eine „Karte von Seesen und Umgebung“, bezogen auf die mittelalterlichen Verhältnisse, das „Königreich Westphalen“ u. a.

Im 2. Bande, in der Festschrift, die wohl für die Besucher der Stadt gedacht ist, werden die kulturellen und volkstümlichen Veranstaltungen mit dem Höhepunkt der Festwoche vom 6.—9. September behandelt. Zugleich wird die Geschichte der Stadt, ergänzt durch viele Fotos erzählt.

Der Stadt Seesen, insonderheit dem Herausgeber, Dr. Walter Nöller, gebührt Dank und Anerkennung für die Gestaltung der beiden Bände, die jeder, der sich mit der Geschichte des Nordwestharzes beschäftigt, gern zur Hand nehmen wird.

Schultz

Heinrich Heike-Cramm: En betten tein smunzeln. Plattdeutsche Dorfgeschichten aus Groß Gleidingen bei Braunschweig, als Manuskript vervielfältigt im Selbstverlag des Verfassers.

Das 48 Seiten starke, mit 5 ganzseitigen Dorfbildern nach Zeichnungen von Wilhelm Krieg geschmückte Heft ist die letzte Veröffentlichung, die der inzwischen aufgelöste Landkreis Braunschweig finanziert hat, nachdem er zuvor schon eine „Auswahl aus dem Wortschatz der plattdeutschen Sprache Groß Gleidingens und Umgebung“ vom gleichen Verfasser herausgegeben hatte. Mit beiden Arbeiten hat der aus Köchingen gebürtige frühere Landwirt H. Heike-Cramm der sterbenden Mundart seiner Heimat ein bleibendes Denkmal gesetzt, das trotz der etwas eigenwilligen Schreibweise der mundartlichen Laute dem Sprachforscher willkommene Einblicke in die Besonderheiten des eigenartigen Vokalismus und der Wortwahl der Volkssprache in den Dörfern zwischen Braunschweig und Peine gewährt. Das vorliegende Heft ist aber nicht nur sprachlich interessant, sondern auch inhaltlich. 31 Prosageschichten und ein längeres Gedicht bieten heitere Einblicke in das dörfliche Leben der Vergangenheit. Wer sich daran erfreuen möchte, wird das Heft, solange der Vorrat reicht, beim Verfasser in (3301) Groß Gleidingen bekommen können. Fl.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1—4 des 60. Jahrgangs 1974

	Seite
Mineralfunde zwischen Braunschweig und Wolfsburg. II. Dogger bis Holozän Von Friedrich Wilhelm Wiedenbein	1
Verborgene historische Stätten: Die Schalksburg und die Scharenburg Von Hans Adolf Schultz	8
Gestaltwandel des Braunschweiger Bürgerhauses vom Hochmittelalter bis um 1500 Von Rudolf Fricke	11, 38
Der Hagelfeiertag im Lande Braunschweig Von Hans Ehlers	16
Das verlagerte Wahrstedt im Kreis Helmstedt Von Friedrich Brandes	19
Hochzeiten und Kindtaufen zu Buntenbock im Harz (1650) Von Herbert Lommatzsch	21
Ein Bericht aus Engelade im Kreis Gandersheim vor 250 Jahren: Harte Strafe für Vergehen an der Jugend Von Friedrich Freitag	23
Wandern im Elm Von Eckehard Hillmar	25
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1973	29
Verborgene historische Stätten: Die Kukeriulenburg bei Gielde Von Hans Adolf Schultz	33
Garten- und Waldwirtschaften des Braunschweiger Landes im 18. und 19. Jahr- hundert und ihre Musikdarbietungen Von Werner Flehsig	42, 80
Eine dörfliche Sozialstruktur vor 75 Jahren: Roklum im Jahre 1890 Von Bernd-Uwe Meyer	50
Wildpflanzen der Heimat in Hausgärten Von Wilhelm Osterloh	51, 75
Der letzte braunschweigische „Landchirurg“ praktizierte in Schöningen Von Wolfgang Rose	56
Die Mähr vom Ärwesbär. Südharzer Festbrauch Von Walther Reinboth	58
Dr. Hans Adolf Schultz wurde 65 Jahre alt Von Werner Flehsig	60
Neues heimatliches Schrifttum	64, 93
Verborgene historische Stätten: Die Burg Rothehof Von Hans Adolf Schultz	65
Ölpersche Feldbestellung im Wandel der Zeit Von Hans Lindemann	68
Die Entstehung der Waldwirtschaft Tetzelsstein im Elm Von Heinz Röhr	86
Dichterlesungen und Uraufführungen der „Niederdeutschen Bühne“ in Braunschweig Von Siegfried Wolter	90
Sicher is sicher. Erzählung in Harzburger Mundart Von Otto Rohkamm	93